Wilhelm Wilmanns.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erstmals erscheint heuer zu dem Jahresbericht des Städtischen Realgymnasiums Hamborn eine wissenschaftliche Beilage. Eine solche soll die Wissenschaft einen kleinen Schritt vorwärts bringen, indem sie ein paar neue Ergebnisse zutage fördert oder schon gewonnene in neuer Gruppierung darstellt. Sie soll zugleich den Eltern der Schüler und den Gönnern der Anstalt ein Zeugnis geben von dem wissenschaftlichen Geiste, auf dessen Grundlage sich Unterricht und Erziehung aufbauen, und die Schüler etwas ahnen lassen von der Welt des Forschens, die noch jenseits ihres Gesichtskreises liegt. Zur Erstschrift einer solchen Beilage schien von den Entwürfen, die bei mir Gestaltung heischten, der vorliegende besonders geeignet: einmal darf eine Lebensbeschreibung wegen ihrer mannigfachen Beziehungen zur Zeitgeschichte auf allgemeinere Anteilnahme rechnen, zum andern steht Wilhelm Wilmanns als Künder deutscher Vergangenheit jedem völkisch Gesinnten, als maßgebender Gestalter von Grammatik und Rechtschreibung jedem Schulfreunde, bewußt oder unbewußt, nahe. Wenn schließlich die edle Persönlichkeit des Beschriebenen und seine eigene dankbare Stimmung den Schreiber wärmeren Ton anschlagen läßt, so dürfte auch das mit dem Zwecke eines Schulprogramms wohlvereinbar sein.

Wo unweit Wittenbergs vom Fläming die Nuthe entspringt, wo 1644 Torstenson den Grafen Gallas und 1813 Bülow „von Dennewitz" den Marschall Ney besiegte, liegt das brandenburgische Kreisstädtchen Jüterbog, dessen betriebsame Einwohner sich mit Weinbau, Tuchgewerbe, Flachs- und Viehmärkten beschäftigen. Dort wurde am 14. März 1842 dem damaligen Kreisbauinspektor, späteren Baurat Franz Wilmanns als fünftes Kind sein dritter Sohn geboren, dem man in der Taufe den Rufnamen Wilhelm beilegte. Der evangelische Vater stammte aus dem Ravensbergischen, die katholische Mutter Josephine Eikenbusch war weiter westlich zu Hause. Die knorrige Sachsenart solch westfälischen Stammes hat Wilhelm Wilmanns sein Leben lang nicht verleugnet, wie er anderseits durch zweiundzwanzigjährigen ununterbrochenen Aufenthalt in Brandenburg ein echter Preuße alten Schlages von konservativer Grundrichtung wurde. Wenn er aber später nicht zu denen gehörte, die überall ihre Ansichten in den Vordergrund rücken müssen, sondern den Lebensanschauungen anderer gegenüber die echte Toleranz besaß — nie hat er z. B. die religiösen Gefühle eines seiner Hörer verletzt —, so wurde der Grund dazu im Elternhause gelegt, wo gleichzeitig die Geistlichen beider Bekenntnisse freundschaftlich verkehrten.

Die Familie Wilmanns wuchs; fünfzehn Kinder waren ihr beschert, von denen zwölf groß geworden sind und mehre hernach Bedeutendes geleistet haben. Der sechsjährige Wilhelm wurde der Bürgerschule übergeben. Indessen sann der Vater auf Mittel, seinen Jungen eine angemessene Ausbildung zu ermöglichen. (Jüterbog besitzt erst seit 1903 ein Realgymnasium). Der ältere Sohn Gustav wurde nach Schulpforta geschickt; er wurde ein tüchtiger Philologe, war schon mit 22 Jahren Professor in Dorpat, und dem früh Verstorbenen rühmte man die gleichen Eigenschaften nach, wie wir sie später bei Wilhelm kennen lernen.

Mehr Kinder auswärts erziehen zu lassen, war nicht angängig. Da willfahrte die Regierung 1852 dem Wunsche des Baurats und versetzte ihn nach Berlin. Von Johannis an konnte Wilhelm das in der Nähe der elterlichen Wohnung liegende Berlinische Gymnasium am grauen Kloster besuchen. Bei seinem Eifer gelang es ihm, die versäumte Zeit nachzuholen und bis 1860 die Anstalt zu absolvieren. Er wies in Sprachen und Mathematik gleich gute Leistungen auf und hatte immer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sehr gute Zeugnisse. Eine kurze Schwankung während der Entwickelungsjahre erhielt ihren Niederschlag weniger im Urteil seiner Lehrer als in der eignen Erinnerung des selbststrengen Menschen. Das einzige Fach, in dem der einstige Deutschmeister gelegentlich nur mit „befriedigend" zensiert wurde, war — Deutsch.

Als er auf Sekunda kam, zogen die Eltern in einen entfernten Stadtteil. Wilhelm sollte auf ein anderes Gymnasium übergehen, bat aber unter Tränen, auf der liebgewordenen Anstalt bei seinen verehrten Lehrern bleiben zu dürfen. Der Vater gab die Erlaubnis: nun mußte der Sekundaner aufs häusliche Mittagessen verzichten, sich mit einem Butterbrote begnügen oder bei Freunden essen. Tapfer hielt er durch, wie er denn während seiner ganzen Schulzeit nie gefehlt hat oder zu spät gekommen ist.

Freilich war er schon damals beim Arbeiten empfindlich gegen Geräusch, und da es zu Hause durch die vielen jüngeren Geschwister allzuviel Unruhe gab, so siedelte er die letzten Jahre mit seiner Pfeife ins Alumnat des grauen Klosters über, wo er sich mit Stipendien und Stundengeben durchschlug.

Neben seinen Studien pflegte der Alumnus Violinspiel und Zeichnen. Sein offensichtliches Geschick zu diesem legte, verbunden mit guten mathematischen Leistungen, ihm den Gedanken nahe, sich dem Baufache zu widmen. Aber der Vater sah von seinem eigenen Berufe seit langem nur die Schattenseiten und lenkte ihn von dem Wunsche ab. Seine Lehrer, besonders sein Direktor J. W. Bellermann, freuten sich, als Wilmanns sich zum Studium der Philologie entschloß.

Von 1860 bis 64 studierte er dann in Berlin. Er ging von der klassischen Philologie aus und hat auch später sein persönliches Verhältnis dieser Wissenschaft gegenüber niemals geändert. Als seine Lehrer nennt er Althaus, Böckh, Droysen, Haupt, Geppert, Müllenhoff, Trendelnburg und Hübner. Er beteiligte sich an den philosophischen Uebungen, die Trendelnburg, und den epigraphischen, die Hübner leitete; diesem hat er auch persönlich nahe gestanden. Wichtiger war der Einfluß des zweiundfünfzigjährigen Haupt, der seit 1833, und des zweiundvierzigjährigen Müllenhoff, der erst seit 1858 in Berlin wirkte. Beide waren Schüler Lachmanns, gleich dem Meister von der klassischen Philologie ausgegangen und bestrebt, deren bewährte Methoden auf die junge Wissenschaft vom deutschen Altertum zu übertragen. Am weitesten von ihnen ging Müllenhoff, der auf diese Weise „die altgermanische Kultur, wie sie vor dem Eindringen antiken und christlichen Einflusses bestand, rekonstruieren" wollte. War dieses Ziel auch für die Wissenschaft wie erst recht für eines Menschen Arbeit zu weit gesteckt, so wirkte doch diese ideale Auffassung, verbunden mit dem tiefen sittlichen Ernste Müllenhoffs, mächtig anziehend. Wilmanns vertieft sich in germanische Studien, nimmt an den „Deutschen Uebungen" teil und lauscht in vertrauten Gesprächen dem treu fördernden Lehrer. Durch seine Vorlesungen empfängt er im Sommer 1863 die erste Anregung, sich eingehender mit Walther von der Vogelweide zu beschäftigen.

Der deutschen Grammatik aber stand er noch fremd gegenüber; dreißig Jahre später sagt er selbst davon:[1]) „Müllenhoffs Vorlesungen über deutsche Grammatik, die ich mit regelmäßigem Fleiß gehört hatte, wären wohl geeignet gewesen, ein lebhaftes Interesse für grammatische Fragen zu wecken; aber ich hörte sie, wie leider jetzt noch viele, ohne gehörige Vorbereitung. Gotische Sprachformen drangen damals zuerst an mein Ohr, ein mittelhochdeutsches Buch hatte ich kaum in der Hand gehabt, geschweige denn gelesen; wie ich es von der Schule her gewohnt war, sah ich in der Grammatik nur ein notwendiges Uebel, ein Mittel, zum Lesen der Texte zu gelangen, und mehr wollte ich auch in der Vorlesung nicht erwerben; ihr eigentlicher Zweck und Gehalt blieb mir also verborgen. Ganz ferne lag mir, wie allen meinen Genossen, das Studium des Sanskrit und der vergleichenden Grammatik. Bopps Name übte keine Anziehung, ich habe den berühmten Mann nie gesehen. An Lerneifer hätt' es mir nicht gefehlt, aber die Aufgabe lag außerhalb des engen Gesichtskreises, den zu durchbrechen die eigene Kraft nicht ausreichte".

Das Leben des Studenten Wilmanns spielte sich in einfachen Formen ab. Seit jenem Umzug ins Alumnat bestritt er seinen Unterhalt selbst und klagte dabei nie über Mangel. Im Gegenteil, er leistete sich manche Freude, kaufte begehrenswerte Bücher und legte in seiner haushälterischen Weise sogar noch genug zurück, um nach dem Examen eine Reise machen zu können. Einer Verbindung gehörte er nicht an; hatte er doch zu Hause, was das Vereinsleben ersetzen will, Eltern und Geschwister und jugendlichen Verkehr. Frohstimmig nahm er an ihm teil, wenn er auch ungern tanzte. An einem frischen Trunke freute er sich damals wie in seinem späteren Leben.

[1]) In der Vorrede zum 1. Bande der „Deutschen Grammatik" 1893.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unter seinen Geschwistern stand ihm damals ein jüngerer Bruder, Jurist, besonders nahe, mit dem er friedlich auf einer Bude hauste, unter den einstigen Schulkameraden Stein, mit dem er bis zu dessen frühem Tode vertraut geblieben ist. Im Hause von Steins Pflegevater Maresch hat er viel Freude erlebt und viel Liebe erfahren; ihm widmete er dankbaren Herzens seine Erstlingsarbeit.

Es war dies seine Doktordissertation.[1]) Sie handelte von der Ueberlieferung und Erklärung der Didaskalien zu Terenz. Im Dezember 1863 war die mündliche Prüfung erfolgt; im Januar 64 fand die Disputation statt. Wenn Wilmanns auch damals die Absicht aussprach, diese begonnene altphilologische Untersuchung weiterzuführen, so zeigten seine Thesen doch schon eine gewisse Neigung zu germanischen Forschungen und Lehrfragen. Die eine lautete: „Sigurdarquidae tertiae systemata non omnia eodem tempore composita sunt", eine andere: „Lingua vetus Theodisca in gymnasiis, qualia hodie sunt, non est docenda".

Jm Mai 1864 bestand dann der Kandidat die Prüfung für das höhere Lehramt in Preußen. Die damals noch geforderte Probestunde gab er über eine Horazode.

Dann verließ er zum erstenmal seine engere Heimat und reiste auf acht Wochen an den Rhein.

Damals hätte der Jüngling gerne seinem Vaterlande Waffendienst geleistet, besonders in der ernsten Zeit des dänischen wie nachmals des deutschen Krieges; doch beide Male wurde seine freiwillige Meldung abgelehnt.

Entgegen dem allgemeinen Erwarten, daß Wilmanns sogleich sich zur akademischen Laufbahn oder zum Schuldienste wende, übernahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Baron C. von Scheel-Plessen in Altona, dem ersten Oberpräsidenten der neugewonnenen nordelbischen Provinz. Von dessen zahlreichen Kindern war nur ein Sohn, Wulf, ihm zur Erziehung übergeben. Wie er samt seinen Geschwistern dem Mentor durchs Leben treue Anhänglichkeit bewahrt hat, so hat es dieser mit Dank gepriesen, wie er sich dort körperlich gekräftigt habe, und wie durch den Aufenthalt in dem hochgebildeten, mit der Zeitgeschichte eng verknüpften Hause seine Weltbildung gefördert und seine Anschauungen geweitet seien. Ein besonders wertvolles Erlebnis war es, als Fünfter an einem kleinen Diner teilzunehmen, das der Baron dem Fürsten Bismarck und zwei andern Staatsmännern gab.

Da Wulf gerne zur See gehen, der Vater ihn aber davon abschrecken wollte, so wurde er mit seinem Erzieher zu einer Seereise auf kleinerem Dampfer bis London veranlaßt. Wilmanns beschreibt in seinem Tagebuche die mannigfachen Eindrücke dieser Fahrt und seines vierzehntägigen Verweilens in der Weltstadt.

Von Altona ging auch sein erstes literarisches Schaffen aus. Es beginnt mit einem altphilologischen Artikel, wohl noch einem Niederschlage der Studienzeit.[2])

Im selben Jahre erschien außer einer Registerarbeit[3]) die Besprechung einer neuen Waltherausgabe.[4]) Pfeiffer hatte es sich zum Ziele gesetzt, „die Teilnahme der Gebildeten für die mittelhochdeutsche Literatur zu gewinnen", und deshalb vor allem auf jene weit überwiegende Zahl von Lesern Rücksicht genommen, „die vom Altdeutschen gar nichts verstehen. Er suchte durch seine erklärenden, zum großen Teil paraphrasierenden Bemerkungen den Genuß unserer älteren Literatur zu ermöglichen, den Uebersetzungen nur in sehr ungenügender Weise zu bereiten imstande seien. Scharf abweisend war die Kritik, die der junge Debütant übte. Mißtrauisch sah man auf den temperamentvollen Parteigänger Müllenhoffs, der verneinen und einreißen wollte, was andere mühsam errichtet; aber Wilmanns zeigte von vornherein auch eine gewisse Unabhängigkeit seinen Meistern gegenüber und blieb niemals auch nur vorübergehend bei der bloßen Negation. Wo er kritisch niederriß, da bemühte er sich zugleich aufzubauen oder auszubauen.

Als ihn nun im Frühjahr 1866 Professor Zacher aufforderte, sich durch eine Walther-Ausgabe an seinem Unternehmen zu beteiligen, das den Zweck hatte, durch Handbücher und kommentierte Ausgaben mittelhochdeutscher Dichter das Studium unserer älteren Literatur zu erleichtern, nahm er den Vorschlag gerne an. Nicht nur konnte er den lieben Gegenstand der Forschung nun

[1]) De Didascaliis Terentianis. Berliner dissertation. 1864.
[2]) Über die Gerichtshöfe während des Bestehens der lex Cornelia judicaria. 1865. (Rheinisches Museum für Philologie. N. f. 19, 528—541.)
[3]) Register zu den Bänden VII—XII. Zfda. 12, 537—591.
[4]) Besprechung von Walther von der Vogelweide, herausgeg. von Franz Pfeiffer (DeutscheKlassiker des Mittelalters, Bd. 1.) Z.f. d. Gymnasialwesen 19, 316—321.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einmal gründlich darstellen, sondern auch dem dringenden Bedürfnisse nach wohlfeilen Texten steuern helfen, das er oft selbst empfunden. So machte er sich denn emsig an die Arbeit.

Gleich im nächsten Jahr erschien in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum ein umfangreicher Aufsatz[1]) hierzu. Wilmanns verbreitet sich zunächst über das gegenseitige Verhältnis der Waltherhandschriften und stellt dann dar, wie sich die größeren Liedersammlungen gebildet haben: „Die Lieder wurden zunächst einzeln aufgezeichnet und, wie in der späteren Zeit, als fliegende Blätter verbreitet . . . Gleichzeitig fingen Liebhaber der Poesie an, die einzelnen Blätter zu sammeln und zu Liederbüchlein zu vereinen. Einen sehr festen Bestand hatten diese noch nicht. Leicht konnten sie verstümmelt werden, ebenso leicht einzelne Blätter, die später den Besitzern in die Hände kamen, an- und eingeheftet werden. Einzelne Strophen desselben Tones und Inhaltes sind häufig auf dem Rande oder, wo sonst Platz war, hinzugefügt. . . . . Solche Büchlein wurden miteinander vereinigt und verschmolzen dadurch, daß beim Abschreiben die doppelten Strophen nur einmal aufgenommen wurden, aufs engste. So entstanden allmählich die größeren Sammlungen, die in unsere Handschriften aufgenommen sind. — Etwas anders verhält es sich mit den Sprüchen. . . . . Wenn sie bei ihrem ersten Erscheinen auch weiter und schneller verbreitet wurden als Minnelieder, so mußten sie doch mit dem schwindenden Interessean den Ereignissen, auf die sie zielten, in den Hintergrund treten, bis sie zu größeren Sammlungen, in denen möglichste Vollständigkeit erreicht werden sollte, herangezogen wurden". Der dritte Abschnitt behandelt die abweichende Strophenfolge in den Liedern Walthers und erkennt im wesentlichen Lachmanns Entscheidungen darüber richtig an. Es folgt eine Chronologie der Sprüche und der Lieder. Er teilt diese in Lieder der niederen und der höheren Minne, die zweite Gruppe wiederum in Lieder, die in Oesterreich entstanden sind, und thüringische.

Dieser chronologische Versuch beruhte ebenso wie die 1869 erschienene Ausgabe[2]) auf Voraussetzungen und Grundstimmungen, die er fünfzehn Jahre später[3]), als er sie abgelegt hatte, folgendermaßen kennzeichnete: „. . . Jch sah die Zeit des Minnesanges in poetisch verklärtem Licht. Das deutsche Volk, durch einseitige Verstandeskultur noch nicht verdorben, durch große Ereignisse glücklich angeregt, gebot über eine Fülle poetischer Begabung, die unserer Zeit überall abhanden gekommen ist. Da lebten, schon vor Hartmann und Wolfram, Hunderte von Volkssängern, die ohne sonderliche Mühe epische Lieder sangen, wie sie Lachmanns Kritik aus den roheren Kompilationen des 13. Jahrhunderts wieder hergestellt hat, und neben diesem urwüchsigen epischen Volksgesang stand eine gleichartige Lyrik, in deren Klängen die Regungen des Gemütes gleichsam von selbst ausströmten. Wenn nicht alle ältesten Minnesänger dieser Vorstellung entsprachen, so sah ich darin die Einwirkung einer durch die Formen einer fremden Mode beengten Gesellschaft, die den frischen Trieb, wie er im Volke selbst lebt, zu freier Entfaltung nicht kommen ließ; für die Lyrik eines Sängers wie Walther, dacht' ich, müsse alles das gelten, was Herder einst von der wahren Lyrik und dem Volksgesange verkündigt hatte. Ein lichtes, mit Liebe aufgenommenes und durch Zweifel wenig getrübtes Bild der Vorzeit lebte in meiner Phantasie und bestimmte die Auffassung des Einzelnen. . . . Jch hatte die Gedichte Walthers als wirkliche Gelegenheitsgedichte angesehen, als ein fortlaufendes Bekenntnis der eigenen Herzenserfahrung, treuer selbst als die Bekenntnisse, die Goethe in seinen Dichtungen niedergelegt hat. . . . ."

Die Ausgabe brachte zunächst „Walthers Leben" nebst der Entwickelung des Minnesanges vorher und dem Schicksale seiner Lieder nach seinem Tode, dann „Walthers Kunst", Betrachtungen über Strophen- und Versbau, Rhythmus, Einsilbigkeit von Hebung und Senkung, Reim und Reimkünste. Es folgten „Kritische Bemerkungen zu den Handschriften, den einzelnen Liedern und zu Liutolt von Seven". Der Text, nach 95 Tönen gezählt, denen sich 33 unechte Lieder und Strophen anschlossen, zeigte von Lachmann ziemlich viele Abweichungen, mehr Uebereinstimmung mit Wackernagel und Rieger.

Den Schwerpunkt der Ausgabe hatte der junge Forscher auf die Erklärung gelegt. Jn bewußtem Gegensatze zu Pfeiffer wollte er nicht den Genuß, sondern das Verständnis des Dichters erleichtern, weil er glaubte, daß der wahre Genuß nur die Folge richtigen und gründlichen Verständnisses sein kann. Der Wert des Kunstwerkes selbst und der empfängliche Sinn des Lesers

[1]) Zu Walther von der Vogelweide. Zfda. 13, 217—288.
[2]) In der Vorrede zur 2. Auflage. 1883.
[3]) Walther von der Vogelweide, herausgeg. und erklärt von W. Wilmanns. Germanistische Handbibliothek, herausgeg. von Julius Zacher, Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1869.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lägen nicht in der Macht des Herausgebers; er könne nur durch gründliches Verständnis auf den Genuß vorbereiten.

Das Vorwort schließt mit warmem Dank an Zacher, der ihn so freundlich unterstützt, und an Müllenhoff, der ihn angeregt und gefördert habe.

Das Buch fand die verdiente freundliche Aufnahme. Der engere Kreis der Fachgenossen mußte des Herausgebers Vertrautheit mit dem Handwerkszeuge und den Hauptfragen seiner Wissenschaft anerkennen, der weitere Kreis der Historiker die Wärme der Auffassung im Ganzen wie die eingehende Besprechung von Lebensweise und Anschauungen des Mittelalters im Einzelnen.

Während dieser Waltherjahre waren im äußeren Leben des jungen Forschers Aenderungen eingetreten: Ostern 1867 begann er sein Probejahr am Gymnasium zum grauen Kloster unter seinem alten Direktor Bellermann und wurde zugleich durch das Direktorium der Streitschen Stiftung zum „Streitschen Collaborator" ernannt, d. h. bekam eine aus Privatmitteln besoldete Hülfslehrerstelle. Ostern 1868 rückte er dann in eine „durch den Patron der Anstalt, den Magistrat von Berlin neu fundierte ordentliche Lehrerstelle" auf. Das Direktorat der Anstalt wurde damals Bonitz übertragen, den man eben aus Wien in seine preußische Heimat zurückberufen hatte.

Mit Feuereifer gab Wilmanns sich seiner neuen Tätigkeit hin. Sogar außerhalb des Dienstes mühte er sich — unentgeltlich — mit den Schülern ab, die nicht recht vorwärts kamen. [Vielleicht verdient es hier beiläufig erwähnt zu werden, daß von Stephan, der bekannte Schöpfer unserer deutschen Post, der einzige Vater gewesen ist, der sich für solche Förderung seines Sohnes bedankt hat.]

In den $6^1/_2$ Jahren seines dortigen Wirkens hat Wilmanns hauptsächlich Deutsch und Latein unterrichtet, auf Tertia gelegentlich auch Griechisch, auf der Unterstufe auch Geschichte und Erdkunde. In seinen Hauptfächern finden wir ihn mit einer Unterklasse nach Jahren aufsteigend und gleichzeitig in den beiden Untersekunden. Dort liest er nach derzeitigem Gebrauche mit seinen Jungen Götz, Iphigenie, Hermann und Dorothea, Wallenstein, Glocke, Braut von Messina, Spaziergang oder Minna von Barnhelm in mannigfacher Gruppierung, läßt sie in die Anfänge der Literaturgeschichte schauen und sich in freien Vorträgen üben.

Wie er sich bemüht hat, in seinen Forderungen das rechte Maß zu treffen, die Schüler zur Arbeit zu erziehen und im Denken zu schärfen, ohne sie zu überlasten, wie er die Schüler tiefer als die meisten Kollegen seiner Zeit in das Verständnis des Gelesenen führt, davon zeugen auch seine in den Schulprogrammen verzeichneten Aufsatzthemen, z. B. aus der „Braut von Messina" ein Jahr: „Das messenische Fürstenhaus, seine Schicksale bis zur Versöhnung der Brüder", ein anderes Jahr: „Die letzten Lebensstunden Don Cesars".

Während er dann nach dem Stellenetat aufrückt, unterzieht er sich freudig allen Pflichten seines Amts, hält mehrmals einen Teil der üblichen öffentlichen Osterprüfung und 1874 seine markige Kaiserrede. Auch unter den Gönnern der Schulbibliothek nennt ihn der Chronist alljährlich: bald schenkt er eigne Werke, bald neue germanistische Erscheinungen, bald etwas von Grimm oder sonst einem Vorkämpfer.

Sein scharfer Blick entdeckte bald Mängel im Unterrichtsverfahren, und zwar am ärgsten im deutschen Unterricht. Dieser befand sich in einem Uebergangsstadium. Jakob Grimm hatte den Unterricht in der deutschen Sprache als „unsägliche Pedanterei" verworfen. Zwar hatte Schmitthenner widersprochen, aber auch Hiecke und Wackernagel hatten ihn abgelehnt. In den fünfziger Jahren hatte sich dann ein Umschwung vollzogen, sowohl bei den Fachgenossen — am stärksten bei Rudolf von Raumer — als auch bei den Behörden. 1862 verfügte der Unterrichtsminister, daß dort die Einführung eines besonderen Unterrichts in der deutschen Grammatik gerechtfertigt sei, wo die Klassen sehr groß seien, oder wo die engere Verbindung des deutschen und lateinischen Unterrichts nicht ausführbar sei. Man merkte allmählich, daß die früheren Mißerfolge des deutsch-grammatischen Unterrichts nicht auf dem Stoffe, sondern auf der Methode beruht hatten: auf der unseligen „Sprachdenklehre". Diese war nun gerade von der historischen Grammatik gestürzt, aber noch nichts Brauchbares an ihre Stelle gesetzt worden.

In wiederholten Veröffentlichungen zeigt Wilmanns nun, daß ein deutsch-sprachlicher Unterricht notwendig ist, und zwar nicht bloß als Grundlage für die fremde Sprache, sondern aus dem Zwecke des deutschen Unterrichts selbst heraus; er zeigt ferner, wie dieser deutsch-grammatische Unterricht aussehen muß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zunächst erörtert er diese Frage in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen.[1]) Er gibt einleitend eine Geschichte des Problems und leitet dann Notwendigkeit und Ziel des deutsch-grammatischen aus dem Ziele des ganzen deutschen Unterrichts ab, das er dahin formuliert: „Er führe den Schüler 1) zum Verständnis unserer neueren Klassiker, soweit dies nach seinem Bildungsgrade möglich ist, 2) zum korrekten Ausdruck in der deutschen Schriftsprache". Die Einteilung fremdsprachlicher Schulgrammatiken nach Sprachformen und Gedankenverhältnis ist zwar eine Vermischung zweier Prinzipien, aber um der Zweckmäßigkeit willen für diese zu billigen. In der deutschen Schulgrammatik aber müssen die Prinzipien aus der Sprache selbst genommen werden; an Stelle der alten Kategorien müssen vier neue treten: Wortstellung, musikalische Mittel [Akzent, Melodie und Pausen], Flexionen und Formwörter. „In unserer jetzigen Sprache kommen alle vier zur Verwendung: die Flexionen weichen zurück, um so feiner entwickeln sich die andern. In der älteren Epoche dienten Wortfolge und die musikalischen Mittel dazu, die Art der Verbindung zwischen den hintereinander gesprochenen Wurzeln auszudrücken". . . . Es wird also mit nichten verlangt, daß die deutsche Grammatik nach Art der alten Sprachen doziert und die Jugend auf der dürren Heide grammatischer Abstraktionen eingepfercht werde. Im Gegenteil, der Gang des Unterrichts in der deutschen Sprache ist dem in fremden Sprachen entgegengesetzt: dort muß man vom Allgemeinen zum Einzelnen, hier vom Einzelnen zum Allgemeinen gehen".

Zum Schlusse beschäftigt er sich mit der mittelhochdeutschen Literatur auf den Gymnasien. Er erklärt ihre Einführung aus der nationalen Begeisterung der Freiheitskriege, ihre Verbreitung aus dem Wettbewerb der Anstalten. Er warnt vor ihrer Ueberschätzung. Den Charakter der Jugend zu bilden, sind nach seiner Ansicht die Neuhochdeutschen, besonders Schiller, geeigneter. Um die mittelhochdeutschen Schriftsteller ordentlich zu lesen, dazu wäre gründlicher Unterricht in der mittelhochdeutschen Grammatik nötig, und dieser würde zuviel kostbare Unterrichtszeit kosten.

Wilmanns hat selbst keinen Unterricht in dieser Literatur gegeben, sonst würde er vielleicht günstiger über ihn geurteilt haben. Wie er aber mit dem Problem rang, dafür zeuge ein Zettelchen,[2]) das in seinem Exemplar dieser Abhandlung lag und vor 1876 geschrieben sein muß; ich möchte es in der Fußnote wörtlich wiedergeben, zugleich als Kennzeichen für die Gründlichkeit und Treue seines ganzen Arbeitens.

Sein Schulprogramm von 1870[3]) nennt Kewitsch die Grundlage zu seinem späteren Studium. Ein paar Sätze daraus seien angeführt. Das Programm beginnt: „Der Schulunterricht hat den doppelten Zweck, dem Geiste des Schülers nützliche, für das Leben verwendbare Stoffe zuzuführen und ihm die formale Ausbildung zu geben, die ihn tüchtig macht, neue Stoffe sich anzueignen und selbsttätig zu verwenden". Weiter heißt es: „Die Beziehung auf diesen Zweck gibt zugleich ein Maß für den Betrieb der Grammatik und hindert, daß sie sich auf Kosten anderer Gegenstände des deutschen Unterrichts breit macht". Weiter äußert er: „Wenn sich freilich erweisen ließe, daß

---

[1]) Die deutsche Grammatik. 2. Die grammatische Behandlung der deutschen Sprache auf den Gymnasien. Zeitschrift für das Gymnasialwesen 21, 801—827.

[2]) Der nationale Sinn soll gehoben werden. Geschichte des mittelhochdeutschen Unterrichts. Die Freiheitskriege haben wesentlich dazu beigetragen, das Ansehen des Nibelungenliedes hervorzuheben. Es war Symbol der Vaterlandsliebe. Das beweist aber gar nichts für seinen vaterländischen Gehalt.

Grimm verhielt sich ablehnend.

Das nationale Element hebt man auch heute gewöhnlich hervor. Haas, Martin, Vogel.

Martin behauptet, wir lernen Tugenden und Fehler unseres Volkes deutlicher in der älteren Literatur kennen. Dabei läßt sich nichts denken. Und welches wäre der Nutzen? Ein moralischer? Werde nicht so böse wie Hagen, so rachsüchtig wie Kriemhild? Schwerlich ist das der Erfolg der Lektüre. Werke, die moralischen Nutzen haben sollen, müssen nach einem Ziele handelnde Personen auftreten lassen.

Besser behandelt Haas diesen Punkt, Kenntnis der deutschen Geschichte ist bei ihm die Entwicklung des nationalen Sinnes. Kenntnis der Geschichte ohne Literatur ist nicht möglich. Die Grammatik zeigt nur die Mittel, durch welche die Sprache die Beziehung der Anschauungen ausdrückt

Inwiefern kann genaue Kenntnis der Geschichte nationalen Sinn erzeugen? Einerseits wird konservativer Sinn erzeugt (antiquarische Liebhabereien). Anderseits mag der Trieb geweckt werden, für das Land Großes zu leisten. Was kann man von der mittelhochdeutschen Literatur in der Beziehung erwarten? Wenig.

Historische Charaktere zünden hier. Wie wirken die Biographien des Corn. Nepos vaterländischen Sinn? Wir wollen nicht nationalen Sinn, wir wollen Patriotismus, eifriges Bestreben nach gutem Fortschritt, Unterordnung des Individuums unter das Ganze.

Wie denkt sich Haas den Unterricht?

Der Unterricht in der neuhochdeutschen Literatur unterbrochen. Wert der neuhochdeutschen Literatur. Andere Gestalt des Unterrichts in der Literaturgeschichte.

Worin liegt der Wert der Literatur?

Moralischer Einfluß gering.

Intellektueller.

Geschmack.

Erweitert die psychologische Kenntnis.

Gibt eine Fülle von Ideen.

[3]) Die deutsche Sprache und Orthographie als Unterrichtsobjekt in den untersten Gymnasialklassen von Dr. Wilmanns. Programm des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster. S. 3—6.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch eine strenge grammatische Behandlung der praktische Zweck wenig gefördert werde, daß durch blinde Angewöhnung, auch wo viele zugleich unterrichtet werden, sich schneller etwas Ordentliches erreichen lasse, dann würde man in Erwägung zu ziehen haben, ob man nicht auf die formale Uebung in diesem Gegenstande verzichten und sich mit der gelegentlichen Aneignung des Stoffes solle genügen lassen. Aber das ist weder erwiesen noch wird es erwiesen werden können. Und selbst wenn es erwiesen wäre, würde doch nicht unter jeder Bedingung der längere, mühseligere Weg zu verschmähen sein. Denn nirgends kommt es im Unterricht allein darauf an, was der Schüler lernt, sondern wie er es lernt". Wie sich nun der Unterricht gestalte, darüber sagt er: „Ein formaler Gewinn kann dem Schüler aus der Behandlung der deutschen Sprache nur erwachsen, wenn seine Beobachtungsgabe in Anspruch genommen wird, wenn er angeleitet wird, in den sprachlichen Erscheinungen, die ihm bekannt sind, das Gemeinsame zu erkennen, und die Fülle der Einzelheiten unter allgemeine Gesichtspunkte zu gruppieren. Da diese Geistestätigkeit wesentlich von der verschieden ist, welche einer fremden Sprache gegenüber in Anwendung kommt, so ergänzt die deutsche Grammatik die Mittel formaler Geistesbildung".

Es folgen dann konkrete Vorschläge für die Behandlung der Lautlehre, der Orthographie, der Interpunktion und der eigentlichen Grammatik. Sie sollen nicht unmittelbar für den praktischen Gebrauch sein, sondern Maß und Behandlungsweise darlegen, besonders den Verfassern von Lehrbüchern.

Solche bespricht er in diesen Jahren sehr häufig[1]) in der von Bonitz, Jakobs und Rühle herausgegebenen Zeitschrift für das Gymnasialwesen. Hier zeigen sich schon die Hauptkennzeichen seiner Schaffensart. Er kritisiert freimütig; streng, aber gerecht. Er weiß das Gute ebenso zu loben wie die Schwächen zu strafen. Hochfahrendes und Unwahrhaftiges trifft vor allem sein Tadel, wie er selbst immer bescheiden schreibt, nicht geistreichelt und die eigne Person völlig im Hintergrunde läßt — ein Beispiel für viele Rezensenten unserer Tage, die oft das künstlerische oder wissenschaftliche Werk hinter das eigne Licht zurücktreten lassen —. Das hindert ihn aber nicht, mit seiner ganzen Person für die Kritik einzustehen, und man kann ihm nie den Vorwurf machen, er wisse nur zu mäkeln, aber nichts Besseres zu leisten. So fügt er in der Anzeige des Großschen Uebungsbuches die Lautlehre hinzu. Diese zeigt ebenso wie die zahlreichen eingestreuten Bemerkungen sein feines Verständnis für die Aufgaben des Unterrichts und für die Auffassungskraft des Schülers, die sichere Beobachtung der Grenze zwischen Wissenschaft und Schule.

So spricht er in ein paar Anzeigen von den leidigen Verweisungen auf ältere oder verwandte Sprachen, die oft für jüngere Schüler zu hoch und deshalb unnütz seien.

Von solcher praktischen Grundlage aus beginnt er, dem die Literaturgeschichte viel näher lag, sich mit der deutschen Sprachwissenschaft zu beschäftigen, freilich zunächst als fernstehender Bewunderer; nur ganz allmählich zieht sie ihn in ihren Bann. Er sagt später davon:[2]) „Eine Ahnung von den hohen und anziehenden Aufgaben der Sprachwissenschaft gab mir Scherers berühmtes Buch[3]) „Zur Geschichte der deutschen Sprache", ein Werk, in welchem der ideenreiche Geist und die wunderbare Kombinationsgabe des glänzend beanlagten Mannes sich aufs herrlichste offenbaren. Persönliches Interesse veranlaßte mich zunächst, das Buch in die Hand zu nehmen, das mich mit einer Fülle neuer Probleme bekannt machte, ungeahnte Mittel zeigte, sie zu lösen, und Zusammenhänge erkennen ließ, wo ich sonst nur zufällige Einzelheiten wahrgenommen hatte. Ich fühlte wohl, daß es mir an Kenntnissen fehlte, den Reichtum zu bewältigen und richtig zu schätzen; aber ich freute mich an dem kühn in die Höhe geführten, breit und tief gegründeten Bau und las

---

[1]) Besprechung von A. Engelien, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache für höhere Bildungsanstalten und Lehrerseminare. Z. f. d. Gymnasialwesen 21, 314—319.

Besprechung von F. Bauer, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten, von A. Schmidt, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in oberen Gymnasialklassen. Ebenda s. 832—839.

Besprechung von K. A. J. Hoffmann, Neuhochdeutsche Elementargrammatik, von G. Gurke, Deutsche Schulgrammatik, 4. Aufl., und G. Gurke, Übungsbuch zur deutschen Grammatik, ebenda 929—936.

Besprechung von P. Th. Groß, Übungsbuch zum Erlernen der deutschen Grammatik. Z. f. d. Gymnasialwesen 24, 57—63.

Besprechung von L. Hoff und W. Kaiser, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Grammatik für höhere Lehranstalten. Ebenda 27, s. 31—37.

Besprechung von J. Lattmann, Grundzüge der deutschen Grammatik, und von J. C. Schmidt-Blank und A. Schmidt, Deutsche Grammatik für Gelehrtenschulen. In zweiter Auflage neu bearbeitet von J. C. Schmitt-Blank. Ebenda, s. 448—461.

Der Vollständigkeit halber sei hier erwähnt eine Bemerkung (zu einer voranstehenden Besprechung von K. G. Anden über Wilmanns' Programm: Die deutsche Sprache und Orthographie als Unterrichtsobjekt in den untersten Gymnasialklassen). Ebenda 24, s. 578—583.

[2]) In der Vorrede zum ersten Bande der „Deutschen Grammatik", 1893.

[3]) 1868.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht ohne einen gewissen Unwillen A. Kulms doch anerkennende Rezension, die mir den Glauben an die Zuverlässigkeit des Werkes in manchen Punkten zu erschüttern drohte".

So verfolgt er aufmerksam[1]) die grammatischen und verwandten Erscheinungen. Seine Besprechung von Rumpelts Buch zeigt ihn als den „Modernen" in seinem Fache: „Der Fortschritt der modernen Sprachwissenschaft beruht auf der Erkenntnis, daß die Sprache etwas in der Zeit Gewordenes ist. In dieser Erkenntnis liegt die Aufforderung, die Stufen dieses Werdens zu erforschen und zu begründen. Wer kann voraussehen, wie weit es dem denkenden Geiste gelingen werde, dieses Ziel zu erreichen, die Entwicklung dieses wunderbaren Geschöpfes klarzulegen, welches mit ihm und durch ihn, mit welchem und durch welches er selbst erst geworden ist, was er ist. Nur das sehen wir, wie wenig wir bisher erreicht haben, wie unendlich viel noch zu tun übrig ist selbst auf den Gebieten, auf welche die wissenschaftliche Arbeit bisher am meisten gerichtet war. Wir wissen, daß ein enges Band zwischen der Entwicklung der sprachlichen Schöpfungen und der Entwicklung des menschlichen Geistes besteht, aber der Gang dieser Entwicklung ruht noch in dumpfer Dämmerung, die nur durch wenige Lichtstrahlen matt beleuchtet wird. Etwas heller ist es geworden über der Sprache, insofern sie der Inbegriff lautlicher Gebilde ist, die noch ihre besondere Geschichte haben, unabhängig von ihrem geistigen Gehalte. Für das Verständnis der Lautentwicklung ist in der Lautphysiologie der Schlüssel gegeben, in ihr das Mittel einer wissenschaftlichen Lautbetrachtung.

„Erst in neuester Zeit, und noch lange nicht von allen, ist die Bedeutung dieses Gebietes der Naturwissenschaften von den Sprachforschern anerkannt, von wenigen Grammatikern sind seine Ergebnisse gesammelt und im Dienste ihrer Wissenschaft verwendet worden. Auch die freie Wissenschaft lenkt schwer in neue Bahnen, und die träge Masse behauptet ihren Platz auch ohne Gründe. Aber weichen muß sie schließlich doch; denn immer siegen muß die Macht der Wahrheit, wenn gleich anfangs nur eine kleine Schar ihr Banner erhebt".

Von der gleichen sieghaften Freudigkeit getragen sind die Erörterungen über „Die deutsche Grammatik",[1]) deren Fortsetzung ich schon vorhin anzog. Im ersten — theoretischen — Teile geht Wilmanns aus von der minderwertigen Behandlung der lateinischen Grammatik im Mittelalter und der deutschen in der Neuzeit bis Humboldt, Bopp und Grimm. Endlich ist der Unterschied zwischen der historischen und der philosophischen Grammatik gefallen, da diese sich als leeres Phantom erwiesen hat. Die Grammatik ist scharf gegen Psychologie und Physiologie abzugrenzen, da sie immer erst da eintreten kann, wo wirkliche Sprache vorhanden ist. Westphals „philosophisch-historische Grammatik" verwirft er völlig, Scherers Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache" lobt er; man merkt allerdings aus seinen Worten, daß es noch überwiegend die Bewunderung durch einen Außenstehenden ist. Bekkers Sprachlogik und Steinthals Sprachpsychologie sucht er auf ein richtiges Maß zurückzuschrauben.

Indessen sagt er von jener Zeit später selbst:[3]) „Die Anregung, die Scherers Buch mir gegeben hatte, blieb zunächst ohne Frucht. Das Schulamt gewährte nicht viel Muße und zwang, die wissenschaftlichen Liebhabereien einzudämmen. Das grammatische Interesse blieb wesentlich beschränkt auf das Gebiet, auf welches der Unterricht hinwies, auf die Elementargrammatik und die Methode des grammatischen Unterrichts".

Daneben verfolgt der junge Lehrer auch altphilologische Neuerscheinungen, sei es in Verbindung mit deutschphilologischen,[4]) sei es für sich.[5])

---

[1]) Rezension von K. G. Andresen, über die Sprache Jacob Grimms. Neue Jahrbücher für Phil. und Pädagogik, II. Abteil., 1870, 83—92.
Besprechung von H. B. Rumpelt, Das natürliche System der Sprachlaute und sein Verhältnis zu den Kultursprachen mit besonderer Rücksicht auf deutsche Grammatik und Orthographie. Zeitschrift für das Gymnasialwesen 24, s. 583—602.
Anzeige von Leo Meyer, die gothische Sprache. Ebenda s. 647—675.
Besprechung von A. Lübben und K. Schiller, Mittelniederdeutsches Wörterbuch.
Erstes Heft. Z. f. d. Gymnasialwesen 27, 28—30.
Besprechung von W. Begemann. Das schwache praeteritum der germanischen Sprachen. Ebenda, s. 348—349.
Besprechung von W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik, akademische Vorlesungen, herausgeg. von L. Sieber. Ebenda, s. 350—352.

[2]) Die deutsche Grammatik. 1. Ihre wissenschaftliche Aufgabe. Zeitschrift für das Gymnasialwesen 21, s. 721—742.

[3]) Vorrede zur deutschen Grammatik.

[4]) Besprechung von E. Brücke, Die physiologische Grundlage der neuhochdeutschen Verskunst, [5]) von W. Hartel, Homerische Studien I. Z. f. d. Gymnasialwesen 26, 113—122.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch die Lesebuchschöpfungen[1]) werden eingehend behandelt.

In der Anzeige des Schulzschen Lesebuches wendet er sich scharf gegen „Verbesserungen" von Klassikerstellen, die aus Grammatikerdünkel entspringen, und freut sich über den von Schulz im Vorworte geäußerten Grundsatz: „Jeder Klassiker hat seine persönliche eigene Weise zu denken und zu empfinden, zu reden und zu schreiben, und gerade in dem Erfassen dieses individuell Eigentümlichen liegt für den Schüler ein wesentlich bildendes Element. Alles Ueberarbeiten und Zustutzen, selbst von gewandtester Feder, dunkt mich hier verkehrt und nachteilig".

Seine weitere Tätigkeit berührt auch die Teilnahme an den Fachsektionen der Philologenversammlungen. Dreimal schreibt er deren offiziellen Bericht.[2]) Diese Berichte sind klar und übersichtlich; nie drängt Wilmanns das persönliche Urteil vor, ja, er nennt es nur ganz selten, wie bei der Befürwortung des mittelniederdeutschen Wörterbuches von Lübben und Schiller, wo er sagt: „Es ist in der Tat dringend zu wünschen, daß ein Werk, welches eine sehr fühlbare Lücke in der Wissenschaft auszufüllen bestimmt und von so reinem wissenshchaftlichem Eifer unternommen ist, nicht aus Mangel an Teilnahme unausgeführt bleibe".

Zum Schlusse seien aus der genannten pädagogischen Schriftstellerei noch drei Zitate gebracht, die die Grundanschauungen unseres jugendlichen Lehrers spiegeln.

In der Abhandlung über die deutsche Grammatik sagt er einmal: „Wenn ich nicht irre, wird in manchen pädagogischen Arbeiten nicht selten zu großes Gewicht auf das Interesse, welches die Schüler an einem Gegenstande nehmen oder nicht nehmen, gelegt. . . . . Das Interesse der Jugend wird in viel höherem Maße durch die Art des Lehrers als durch den Lehrstoff bedingt: sie lernt mit Lust, was mit Lust gelehrt wird; und wenn sie an einem notwendigen Unterrichtsgegenstande keine Lust hat, so lerne sie mit Unlust. Erläßt man den Kindern das Waschen, weil sie dabei schreien?"

Zwei Stellen, eine aus derselben Quelle und eine aus der Anzeige des Rumpeltschen Buches, mögen zeigen, wie die Schwierigkeiten und Probleme zur Zeit vor der Reichsgründung schon die gleichen gewesen sind, wie die, welche sich den heutigen Schulmännern entgegenstellen, wie die Gespenster der Ueberbürdung und der Zersplitterung schon damals drohend ihr Haupt erhoben:

„Es ist zu natürlich, daß man, wie die Gebiete des menschlichen Wissens immer mehr an Ausdehnung gewinnen, auch die Gebiete des Unterrichts auszudehnen trachtet. Da aber die Fähigkeiten der einzelnen Menschen nicht in demselben Maße mitwachsen, so muß man in diesem Streben sehr behutsam sein; man möchte sonst das Gegenteil von dem erreichen, was man beabsichtigt. Diese einseitigen, übertriebenen Forderungen sind die schlimmsten Feinde unseres Gymnasial-Unterrichtes. Wenn ihnen nicht ein starker Damm entgegengesetzt wird, so müssen sie notwendig dahin führen, daß der gemeinsame Unterricht in Fachschulen zerbröckelt und die Keile des Kastengeistes und einseitiger Ausbildung bis in die Wurzeln des menschlichen Lebens getrieben werden. Der Verfasser ist weit entfernt von der törichten Meinung, der Gymnasial-Unterricht, wie er einmal existiert, sei keiner Entwicklung fähig oder bedürftig; aber durch die Belastung mit immer neuem Stoff wird er nicht entwickelt, sondern erdrückt. Seine Aufgabe ist es, dem Geiste der Schüler eine formale Ausbildung zu geben und ihm die Bildungselemente zuzuführen, welche für unsere Zeit und unser Volk am wichtigsten sind. Noch steht das Griechische und Lateinische im Mittelpunkte desselben, weil an den Schöpfungen der Griechen und Römer unsere Zeit groß geworden ist; für immer wird das gewiß nicht der Fall sein. Andere Elemente werden allmählich in den Vordergrund treten und umgestaltend auch auf die Schule wirken".

---

[1]) Besprechung von Miklosisch, Über den accusativus cum infinitivo Zeitschrift für das Gymnasialwesen 21, 832.

Anzeige von F. J. Schwerdt, Über die innere Form der Horazischen Oden. Literarisches Zentralblatt 1868, sp. 866—867.

Anzeigen von Lesebüchern (B. Schulz, W. Sommer). Zeitschrift für das Gymnasialwesen 24. 853—369.

Erwiderung (auf eine Erwiderung von B. Schulz gegen die Besprechung seines Lesebuches). Ebenda 25, 278—280.

Besprechung von F. Kern und A. Lübben, Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. Zeitschrift für das Gymnasialwesen 25, 176—87.

Besprechung von H. Masius, Deutsches Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten und von G. Schwabs und K. Klüpfels Wegweiser durch die deutsche Literatur. Ebenda, s. 235—245.

Besprechung von R. Hieke, Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen von Gymnasien und Realschulen. 7. Aufl., herausgeg. von G. Gandtner und G. Wendt. R. Hieke, deutsches Lesebuch für obere Gymnasialklassen. 3. Aufl., herausgeg. von G. Wendt und O. Gandtner. Ebenda, s. 245—253.

[2]) Bericht über die Tätigkeit der germanistischen Sektion bei der 25. Philologenversammlung zu Halle 1867. Zeitschrift für das Gymnasialwesen 22, s. 247—256.

Bericht über die Verhandlungen der siebenundzwanzigsten Philologenversammlung, Kiel 1869. Germanistische Sektion. Ebenda s. 790-799.

Bericht über die Verhandlungen der 28. Philologenversammlung, Leipzig 1872. Deutsch-romanische Abteilung. Ebenda, s. 374—380.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Es ist doch wunderbar, wie jeder immer die Wichtigkeit dessen, was er gerade treibt, überschätzt. . . . Es ist schon sonst darauf hingedeutet, wie vom Standpunkte der einzelnen Wissenschaften oft übertriebene und durchaus ungerechtfertigte Anforderungen an den Unterricht gestellt werden. Man könnte ihnen ruhig und vergnügt zusehen, wenn sie sich gegenseitig paralysierten. Aber leider haben sie sich vereint und den Unterricht auf eine gefährliche Bahn getrieben. Unser Lehrplan ist mit den mannigfachsten Gegenständen überbürdet, die Tätigkeit unbegabterer, aber strebsamer Schüler in einer Weise angespannt, daß einem zuweilen das Herz weh tut. Darin sind fast alle, welche die Schule kennen, einig, aber nichtsdestoweniger drängen die Einzelnen, jeder in seiner Richtung, auf mehr. . . . Die einen suchen Raum für neue Lehrgegenstände dadurch, daß sie die alten in ihrer Ausdehnung beschränken . . .; die andern streben nach größerer Mannigfaltigkeit der Schulen, nach Fachschulen, die dann ohne Schwierigkeit in ihrer Gesamtheit die größte Mannigfaltigkeit von Lehrobjekten repräsentieren. Beide Wege sind äußerst verderblich. Bei dem einen ist, wie schon viele hervorgehoben haben, Flachheit der Bildung und Uebersättigung nicht nur zu fürchten, sondern für die meisten unvermeidlich, der andere führt vielleicht zu noch größerer Gefahr. . . . Schließlich bekommen wir Schulen, die speziell für einen Stand vorbereiten, wie die Kadettenschulen . . . Ein wichtiges Band der Einheit ist gemeinsame Erziehung und Bildung: hüte man sich, es zu zerreißen."

Man bewundert unwillkürlich die Arbeitskraft dieses Mannes, wenn man sieht, wie er bei all diesen Studien und Bekenntnissen sein ursprüngliches Gebiet, die Literaturgeschichte, weiter bebaut. Bald beschäftigt er sich mit mittelalterlicher Rätselkunst,[1]) bald auch mit der alten Musik.[2])

Bei der Bedeutung, welche Notker Balbulus für die Entwicklung der Kirchenmusik und Poesie gehabt hat, bedauert Wilmanns es, daß noch kein gründlicher, erfolgreicher Versuch gemacht worden ist, Art und Umfang von Notkers Tätigkeit aus den zahlreichen Hymnen und Sequenzen des Mittelalters, und namentlich der St. Galler-Mönche, genau abzugrenzen. Die Versuche von Daniel und von Schubiger widerlegt er und versucht dann selbst, einen Kanon von Sequenzen aufzustellen, wie er möglicherweise dem Sammler der Handschrift G m vorgelegen haben kann; freilich „ohne die wohltuende Hoffnung, die Sache zum Abschlusse zu bringen, aber in dem Glauben, sie zu fördern, und mit dem Wunsche, andere, denen sich Gelegenheit bietet, das handschriftliche Material anzusehen, zu weiteren Mitteilungen anzuregen."

Er beabsichtigt dann, die politischen und historischen Sprüche des 13. Jahrhunderts gesammelt herauszugeben. Dies Unternehmen ist leider nicht zur Ausführung gekommen, hat aber doch zwei Früchte getragen.[3]) Ein Spruch Reinmars von Zweter war es, der ihn auf das geschichtliche Problem aufmerksam machte. Das Ergebnis seines Forschens faßt Wilmanns in die Worte: „. . . mir kam es nur darauf an nachzuweisen, daß es eine ältere Wahlordnung gab, an die Otto IV. und Innocenz ihre Schöpfung anlehnen konnten. Als Innocenz zwischen Otto und Philipp entscheiden sollte, fragte er auch nach den bevorrechteten Wählern, die für den einen oder anderen gestimmt hatten. Die Art und Weise, wie er es tat, aber zeigt, daß er hier nach einem Prinzip der Entscheidung suchte, das in den faktischen Verhältnissen keinen Halt mehr hatte. Eine Reorganisation war dringend zu wünschen. Durch Innocenz III. und Otto IV. wurde sie herbeigeführt. Erst jetzt sieht man ihr Werk im rechten Lichte und begreift auch die Punkte, die vorher rätselhaft waren, die geringe Anzahl der Wähler und die eigentümliche Stellung des Böhmenkönigs. Man nahm von neuem Rücksicht auf das Kardinalskollegium, zugleich aber auf die ältere Einrichtung der Kaiserwahl. Die Rücksicht auf das Kardinal-Kollegium verlangte, daß man die Zahl der Wähler auf sechs beschränkte, . . . Die Rücksicht auf die ältere Einrichtung der Kaiserwahl verlangte vier Laien als bevorrechtete Wähler, damit sie das Reichsamt versehen könnten. Beiden Forderungen suchte man dadurch gerecht zu werden, daß man den Böhmenkönig zum Schenken des Reichs ernannte, ohne ihm Kurrecht zu geben. — Eine wesentliche Aenderung war, daß von jetzt an nicht mehr zuerst alle geistlichen und dann alle weltlichen Fürsten wählten, sondern daß die Kurherrn allen übrigen

[1]) Rätsel (Bemerkungen zu vier Nummern der Rätselsammlungen). Z. f. d. a. 13 B., s. 492—496.
Ein Fragebüchlein aus dem neunten Jahrhundert. Z. f. d. a. 15, 166—180.
Das sogenannte Namenrätsel des Primas. Ebenda 16, s. 164.
Disputatio regalis et nobilissimi juvenis Pippini cum Albino scholastico. Ebenda, s. 530—555.
[2]) Welche Sequenzen hat Notker verfaßt? Ebenda 15, s. 267—294.
[3]) Chronologie der Sprüche Reinmars von Zweter. Ebenda, Z. f. d. a. 13, s. 434—463.
Die Reorganisation des Kurfürstenkollegiums durch Otto IV. und Innozenz III. von W. Wilmanns, Lehrer am grauen Kloster in Berlin. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1873.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorangingen. So stellten sie sich auch äußerlich als ein geschlossenes Kollegium dar."

Diese wichtige Frage ist zwar schließlich von den Historikern anders entschieden worden; doch hat die Kontroverse jener Jahre die Frage wesentlich gefördert, und auch für die Deutschforschung bleibt die Schrift von Wert, insofern sie einen Spruch Walthers von der Vogelweide und eine Stelle aus dem Wartburgkriege erwähnt und bespricht und am Ende des Buches näher auf den genannten Spruch Reinmars eingeht.

Die sechs Jahre, die zwischen Beginn und Erscheinen des letztgenannten Werkes hingingen, füllen Arbeiten über Otfried[1]), über Hartmann voon Aue[2]), Heinrich von Müglin[3]), über die vielgestaltigen volksmäßigen Epenstoffe wie das Eckenlied[4]) und — last not least — über Kudrun[5]).

Nachdem Lachmann nach dem Vorgange der Homerkritik das Nibelungenlied in einzelne Rhapsodien zerlegt hatte, unternahmen dasselbe für Kudrun Ettmüller 1841 und Müllenhoff 1845. Wilmanns versucht nun den Nachweis einer Kontamination aus verschiedenen Paralleldichtern. Noch heute ist das Urteil darüber geteilt. Vogt spricht von einer „scharfsinnigen, aber nicht haltbaren Hypothese über die Zusammensetzung des Gedichtes"; Paul meint: „Ihre sehr einfache Grundgestalt läßt sich mit Wilmanns, der diese Sagenkontamination zuerst erkannt hat, . . . rekonstruieren", und Schröder urteilt: „Das Problem der Kudrundichtung sah er wohl für schwieriger an, als es bei ruhiger Erwägung aller Umstände erscheinen muß, unter denen die Bearbeitung dieser eigenartig reizvollen, aber nur durch die trügerische Analogie von Odyssee und Ilias dem Nibelungenlied an die Seite gerückten Dichtung zustande kam und uns überliefert ist."

Jedenfalls erregte die Schrift großes Aufsehen, brachte die etwas ins Stocken geratene Kudrunprobleme neu ins Rollen und zeigte die Neigung des jungen Germanisten zur Selbständigkeit gegenüber den Lachmann-Müllenhoffschen Ansichten.

Diese trübte das Verhältnis zu seinem einstigen Lehrer. Er selbst zwar hegte gegen ihn eine Pietät, der es keinen Abbruch tat, wenn er in manchen Punkten die Ansichten seiner Lehrer und der „Schule" verließ; aber Müllenhoff zerriß das persönliche Band unmutig.

Er grollte dem Urheber einer neuen, etwas rasch aufgeschossenen Kudrun-Hypothese, und er verzieh seinem Schüler auch die Kompromisse nicht, auf die er in den orthographischen Fragen eingegangen war.

Zur Beschäftigung mit diesen kam Wilmanns durch seinen Kollegenkreis. In diesem hatte er das Glück, neidlos mitstrebende, weitblickende Arbeitsfreunde zu finden. Besonders vertraut war sein Verhältnis zu Eichholtz und Bellermann. Seine Anhänglichkeit an Jänike zeigt der Nachruf,[6]) den er ihm 1874 widmet. Prof. Nohlen, der heutige Bibliothekar des Gymnasiums am grauen Kloster, denkt noch heute gerne der frohen Stunden, die er als junger Lehrer mit Wilmanns verlebt hat, und seiner frischen Art. Am Vereine der Gymnasial- und Realschullehrer beteiligt er sich. Von den Teilnehmern möcht' ich noch Imelmann und Supphan erwähnen. Viel Fruchtbarkeit ist daraus entsprossen. Von dort gingen auch die Bestrebungen zur Reform der Orthographie aus.

Mit einer Aenderung unserer deutschen Rechtschreibung hatte Jakob Grimm[7]) 1822 in der zweiten Ausgabe seiner Grammatik den Anfang gemacht. Während er früher sich der allgemein üblichen „deutschen" Buchstaben bediente, wandte er sich der „lateinischen" Schriftform zu. Radikaler war schon das Weglassen der großen Buchstaben für die Substantiva; nur zu Anfang des Satzes und in Eigennamen behielt er sie bei. Im übrigen suchte er einerseits die Orthographie zu vereinfachen, anderseits in ihr soviel wie möglich den Lautbestand der älteren Sprache hervortreten zu lassen. So wollte er überall das Dehnungs-h und -e beseitigt wissen, und ursprüngliches ie, wie in „Lied", sollte wieder als Doppellaut gesprochen werden. Diese historisch Richtung[8]) führte

---

[1]) Zu Hartmanns von Aue Liedern und Büchlein. Z. f. d. a. 14, s. 144—155.
[2]) Ein lateinisches Gedicht Heinrichs von Müglin. Ebenda, s. 155—162.
[3]) Über Virginal, Dietrich und seine Gesellen und Dietrichs erste Ausfahrt. Ebenda 15, s. 294—309.
Besprechung von Deutsches Heldenbuch. 3. u. 4. Teil. Ortnit und die Wolfdietriche, herausgeg. von A. Amelung und O. Jänike. Z. f. d. Gymnasialwesen 28, s. 242—252.
Zur Geschichte des Eckenlieds. In altdeutsche Studien von Osk. Jänike, El. Steinmeyer und W. Wilmanns. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1872.
[4]) Besprechung von Kudrun, herausgeg. von E. Martin. Z. f. d. Gymnasialwesen 26, s. 787—791.
Die Entwicklung der Kudrundichtung untersucht von W. Wilmanns. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1873.
[5]) Metrische Untersuchungen über die Sprache Otfrieds. Z. f. d. a. 16, s. 113—131.
[6]) Nekrolog für Oskar Jänike. Z. f. d. Gymnasialwesen 28, s. 474—477.
[7]) Vgl. Duncker, Die Brüder Grimm. 1884. Kassel.
[8]) Vgl. die Einleitung zum Kommentar zur preußischen Schulorthographie von W. Wilmanns. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1881.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Karl Weinhold fort. Es fehlte ihr nicht an Gegnern, die von ihr eine Verschlechterung und noch größere Verwirrung befürchteten. Rudolf von Raumer hat diese Ansicht zuerst gewonnen und überzeugend dargelegt. Er ist der Begründer der phonetischen Richtung und stellte den Grundsatz auf: „Bringe deine Aussprache mit der Schrift in Einklang; schreibe der richtigen Aussprache gemäß; sprich, wie man schreibt". Die neue Wissenschaft der Lautphysiologie sowie das Wachstum der Stenographie förderten dieses phonetische Streben. Aber die ganze Frage kam nicht vorwärts, solange nur die Germanisten sich damit beschäftigten. Der Weg zu den breiten Massen des Volkes mußte durch die Schule führen. Da war es denn eine bedeutsame Tat Weinholds, durch einen Aufsatz in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien die Aufmerksamkeit weiter Schulkreise darauf zu lenken und auch solche Lehrer für eine Reform zu gewinnen, die germanistische Studien nicht betrieben hatten. Seit den fünfziger Jahren griffen die Regierungen ein. 1854 berief das Oberschulkollegium des Königreichs Hannover eine Rechtschreibungs-Konferenz. „Regeln und Wörterverzeichnis", verfaßt von Direktor Hoffmann in Lüneburg, standen noch ganz auf dem Boden der historischen Schule. 1861 folgte eine Regelung in Württemberg ohne ausgeprägten Charakter, ablehnend gegen die meisten Neuerungen, gegen alle generellen; in der Schreibung einzelner Wörter zeigte sich der Einfluß der historischen Richtung. Der preußische Kultusminister ließ von Müllenhoff einen Entwurf ausarbeiten, der aber nie in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. 1862 verfügte er, daß wenigstens an den einzelnen Anstalten einheitlich gelehrt werden solle. Wie groß das Wirrsal war, und wie sehr alles nach Reformen gärte, mag man daraus ersehen, daß diese Verfügung 1868 wiederholt werden mußte.

Diesen behördlichen kamen Versuche aus Lehrerkreisen entgegen. 1857 setzte die „Freie Vereinigung der Lehrerschaft an der ersten und zweiten Bürgerschule und der Realschule zu Leipzig" eine Kommission ein, und in ihrem Auftrage schuf Direktor Dr. Vogel „Regeln und Wörterverzeichnis" für Lehrer und einen Auszug daraus für Schüler. Die erste Auflage schloß sich an das hannoverische Buch an, bei der zweiten machte sich eine veränderte Strömung geltend.

Das Verdienst, der phonetischen Richtung zum Durchbruch verholfen und die Grundlagen für eine wirkliche deutsche Einheitsorthographie bereitet zu haben, gebührt dem oben genannten „Vereine der Gymnasial- und Realschullehrer" in Berlin. Wilmanns hatte sich schon mehrere Jahre lebhaft um die Rechtschreibeliteratur gekümmert.[1]) Wenn er auch insoweit Grimm folgte, als er die Altschrift bevorzugte, so neigte er doch unbedingt zur phonetischen Richtung, wohin ihn seine praktische Unterrichtsarbeit, sein Standpunkt in wissenschaftlich-grammatischen Fragen und seine Stenographie — er schrieb Stolze — drängte. In der Anzeige von Michaelis z. B. widerspricht er dessen Ansicht, Grimm habe schon dem phonetischen Prinzip zugeneigt, nennt Grimm vielmehr einen ganz schlimmen Vertreter der historischen Richtung, der sogar wollte, daß die Sprache mit Hilfe der Orthographie gemeistert werde, und fährt dann fort: „Es ist in der Tat höchst auffallend, wie ein Mann, der die ältere Sprache mit so feinem Sinn und zarter Liebe behandelte, gegen die eigene lebende so rücksichtslos meinte verfahren zu dürfen". Gegenüber dem Vorschlage von Michaelis, die etymologisch berechtigten ie stehen zu lassen, wirft er ein, daß sie das Erlernen des Schriftgebrauchs unnötig erschwerten, und daß es zweifelhaft sei, was Michaelis hoffte, ob nämlich durch derartige Zugeständnisse an die Gegner praktische Erfolge erleichtert würden und dem reinen Prinzip Eingang verschafft werde. „Man braucht nicht gleich das ganze Haus einzureißen. Was aber neu gebaut wird, muß nach einheitlichem Plan aufgeführt werden".

Auf Veranlassung von Bonitz wird er dann im Anfange des Jahres 1871 zusammen mit Jänicke, Imelmann, Kuhn und Laas in eine Kommission gewählt, die „Regeln und Wörterverzeichnis" abfassen soll. Während draußen die braven Krieger Deutschlands Einheit mit Blut schmiedeten, saßen diese Gelehrten zusammen und schufen in heißer Arbeit dem deutschen Volke ein neues geistiges Band. Und wie da draußen bei der Reichsgründung alle etwas von ihrem Partikularismus, von ihren Sonderrechten und Sonderwünschen, preisgeben mußten um des Einen, Großen, Ganzen willen, so galt es auch hier, Kompromisse zu schließen, liebgewordene Ideen aufzugeben und ein für alle Deutschen brauchbares Regelbuch zu schaffen.

---

[1]) Über orthographische Leitfäden. Allgemeines und Besprechung von A. Schmidt, G. Wirth, H. Bohm und Steinert, W. Schwartz, O. Lange, E. Wetzel und F. Wetzel, Fr. List, B. Schulz. Z. f. d. Gymnasialwesen 23, s. 48—82.
G. v. Michaelis, Über Jakob Grimms Rechtschreibung. Ebenda 27, s. 929—931.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es erschien im selben Jahre, als Manuscript gedruckt, und ist bekannt unter dem Namen „Berliner Orthographie". Es fand auch außerhalb Berlins Eingang und wurde binnen neun Jahren in 70000 Exemplaren verkauft.

Es schloß sich eng an Raumer an und prägte den Grundsatz: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen". Indessen waren dem phonetischen Grundsatze durch die Rücksicht auf die Verwandtschaft der Wörter Grenzen gesteckt. Zahlreiche Doppelschreibungen wurden zugelassen, teils wegen widersprechender Anschauungen der Mitglieder, teils wegen des wirklich schwankenden Gebrauchs. Das hält das Bewußtsein lebendig, daß die Orthographie einer naturgemäßen Schranke unterliegt, der Entwicklung fähig und bedürftig ist.

Nun griffen auch wieder die Behörden ein: der preußische Kultusminister Falk beauftragte Raumer mit der Ausarbeitung eines Entwurfs und bereitete eine Konferenz vor, die aus dem ganzen Reiche beschickt werden sollte.

Indessen arbeitete Wilmanns auch außerhalb und nach der Kommission weiter an diesen Fragen.[1])

Seit 1873 war er mit seiner älteren Schwester zusammengezogen, mit der er besonders gut harmonierte. Sie war Musiklehrerin und hatte sich gleich ihm schon lange aus dem unruhigen Geschwisterkreise herausgesehnt. So bewohnten die beiden ein friedvolles Heim, und oft waren Schüler ihre Gäste.

Aus diesem Leben voll Arbeit und Freude, Schaffen und Erfolg wurde der Bruder nun plötzlich herausgerufen in einen ganz neuen Wirkungskreis. Die Universität Greifswald brauchte einen besonderen Germanisten an Stelle Höfers, der die deutsche Philologie neben orientalischen Sprachen und vergleichender Sprachwissenschaft mitverwaltet hatte. Gelegentliche Umfragen kamen auch zu Direktor Bonitz, und dieser schlug seinen Mitarbeiter Wilmanns vor, indem er hinzufügte, er schneide sich freilich mit dieser Empfehlung ins eigene Fleisch. Im Frühjahr 1874 wurde also der zweiunddreißigjährige Gymnasiallehrer, ohne sich vorher irgend als Gebender oder Empfangender am Berliner Universitätsleben beteiligt zu haben, als ordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an die pommersche Hochschule berufen und folgte dem Ruf im Herbste.

Das Gymnasium am grauen Kloster feierte damals gerade sein dreihundertjähriges Bestehen, und der Scheidende beteiligte sich an der Festgabe mit einer Arbeit, die ihn auch in der neueren Literaturgeschichte forschend zeigt.[2]) Die Schule widmete ihm einen Nachruf, in dem es heißt: „Die wissenschaftlichen von den Fachkennern hochgeschätzten Publikationen des Dr. Wilmanns auf dem Gebiete der deutschen Sprache, Literatur und Geschichte geben Zeugnis von der Energie und der produktiven Kraft seiner wissenschaftlichen Studien und begründen vollständig den an ihn ergangenen Ruf zum Lehramt an der Universität. Die Schule aber ist ihm zu besonderem Danke dafür verpflichtet, daß er, trotz dieser umfassenden literarischen Tätigkeit, ein Meister in der Benutzung der Zeit,[3]) seinem Berufe mit voller Kraft und mit segensreichstem Erfolg angehörte und das Gesamtergebnis seiner wissenschaftlichen Arbeit dem Schulunterrichte zugute kommen ließ. Die Umrisse des grammatischen Elementar-Unterrichts in der deutschen Sprache, welche er in der Programm-Abhandlung des Jahres 1870 gegeben hat, bezeichnen einen wesentlichen Fortschritt in der Regelung des deutschen Unterrichts an Gymnasien, der nur durch die Verbindung wissenschaftlicher Gründlichkeit mit voller Vertiefung in die Aufgaben des Schulunterrichts erreichbar war. Ebenso war es die Vereinigung sprachlichen Wissens mit didaktischem Interesse, welche ihn bestimmte, an der Herstellung einer Einigung über den orthographischen Unterricht zunächst an den höheren Schulanstalten Berlins, unbeirrt durch die scheinbare Geringfügigkeit der Sache, hervorragenden Anteil zu nehmen. Wenn durch diese Arbeiten der Einfluß von Wilmanns auf den deutschen Unterricht an unseren Gymnasien sich über die Zeit seiner unmittelbaren Tätigkeit hinaus

---

[1]) Zur Begründung und Erläuterung der Schrift. Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie, zum Schulgebrauch herausgeg. von dem Verein der Berliner Gymnasial- und Realschullehrer. Z. f. d. Gymnasialwesen 2. Ebenda s. 385—414. In 2. Auflage auch besonders (anonym) erschienen als Kommissionsbericht unter dem Titel: Erläuterungen und Erörterungen zur deutschen Orthographie. Berlin 1871.

Zur deutschen Rechtsschreibung. Ebenda 26, s. 723—729.

Besprechung von K. Duden, Die deutsche Rechtschreibung. Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichnis mit etymologischen Aufgaben. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete, und von K. Duden, Anleitung zur Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis für Volksschulen sowie für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. Ebenda 27, s. 372—377.

[2]) Quellenstudien zu Goethes Götz von Berlichingen. Festschrift zu der 3. Säcularfeier des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster. Veröffentlicht von dem Lehrerkollegium. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. S. 229—248.

[3]) Von mir gesperrt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erstreckt, so hat er durch die, wenngleich wenigen Jahre seiner persönlichen Wirksamkeit an unserem Gymnasium sich bei uns, seinen Kollegen, wie bei seinen Schülern ein treues, ehrenvolles Andenken gesichert".

Begreiflicherweise war die Spannung groß, mit der der „homo novus" auf der kleinen Hochschule empfangen wurde. Unter den Studenten jener Zeit erzählte man sich im ganzen Reiche, der neue Professor habe, als er das überfüllte Auditorium betrat, vor sich hingemurmelt: „Nanu! dies ist doch kein Kolleg zum Amüsieren!" und, auf dem Katheder angelangt, also begonnen: „Meine Herren! Die Literaturgeschichte ist dazu da, den Enthusiasmus zu zerstören". Eduard Schröder hat ihm nach achtzehn Jahren einmal diese Sage erzählt, und da hat er herzlich gelacht, aber gern eingeräumt, was daran richtig war; denn er war jedem fahrigen, faseligen Enthusiasmus grimmig feind und glaubte, daß wissenschaftliche Forschung etwas Besseres an seine Stelle setzen könne: die wirkliche Erkenntnis des Großen und Schönen und den Glauben an die geistigen und sittlichen Kräfte der Nation.

Mit Kraft und Freudigkeit stürzte er sich in seinen neuen Beruf, und schon hier zeigten sich die wesentlichen Merkmale seiner Eigenart, die ihn bis ins hohe Alter gekennzeichnet haben. Seine akademische Lehrtätigkeit betrachtete er stets als den wesentlichsten Teil seines Berufes. Nicht Forscher heranzubilden, war ihm das Hauptziel, geschweige denn eine „Schule", sondern Lehrer; das fühlte er mit ganzem Herzen als seinen Beruf. Und zwar wollte er solche Lehrer bilden, die nicht nur eine gewisse Summe von Kenntnissen besitzen, sondern die den Beruf haben, Menschen für die Familie und den Staat zu erziehen. Die längere Tätigkeit als Haus- und als Gymnasiallehrer kam ihm auch im akademischen Lehramte recht zugute, und sein pädagogisches Geschick ist von seinen Zuhörern immer und immer wieder gepriesen worden. Ein gut Stück „Schulmeister" steckte in ihm, und diesen Titel hat er gerne als Ehrennamen durch all seine Dozentenzeit getragen. Mit seiner Lust am Unterrichten zog er ganze Geschlechter von germanistisch geschulten Philologen heran. Ihm war eine eigene Art, die Zuhörer zum Mitarbeiten zu zwingen. Woran lag es? War es die gewissenhafte Vorbereitung auf jedes Kolleg? Seine Fähigkeit, auch die schwierigsten Stoffe zu ordnen und zu gestalten? Der klare, gefällige Ausdruck, mit voller, wohlklingender Stimme vorgetragen? Vielleicht auch, daß er den Vortrag nicht mit jenen hundert Nebensächlichkeiten und Literaturangaben belastete-, durch die andere Professoren oft ihre Hörer ermüden oder verscheuchen. Hinzu kam die eigene Berufsfreude, die Liebe zur deutschen Sprache und zur Wissenschaft und das Gefühl für die Schönheiten unserer Literatur, der auch seine kritische Richtung keinen Eintrag zu tun vermochte. Das alles wirkte zusammen, so daß selbst die Widerstrebenden nicht ohne Gewinn davongingen, und vielleicht noch am stärksten der Mensch Wilmanns, sein innerlich gefestigtes Wesen, seine ganze, sittliche Persönlichkeit. So ist er mit einem großen Teil seiner Schüler sein ganzes Leben hindurch in Verbindung geblieben und hat bei allen das Gefühl tiefer, aufrichtiger Verehrung hinterlassen.

In Greifswald liest Wilmanns: „Nibelungen", „Erklärung der Kudrun", „Einleitung in das Studium der Minnesänger", „Deutsche Literaturgeschichte, ältere Zeit", „Deutsche Literaturgeschichte, neuere Zeit" und „Deutsche Grammatik". Seine Vorlesungen wie seine Arbeiten bewegen sich von Anfang an auf den Höhen unseres geistigen Lebens, drehen sich um die größten Gestalten und die wichtigsten Probleme der deutschen Philologie. Walther von der Vogelweide — Nibelungenlied — Kudrun — der junge Goethe, dies war das stolze Programm. [Die neuere Literatur, vor allem die des achtzehnten Jahrhunderts, hat Wilmanns auch noch in Bonn vorgetragen, und eine der wenigen Arbeiten, die das Prädikat Goethephilologie mit Stolz und ohne jeden Makel des Pedantismus führen dürfen, ist dort aus seiner Schule hervorgegangen.]

Neben ihm lesen noch als Fachgenossen der genannte Höfer und der Privatdozent Friedrich Vogt.

Ostern 1875 wird Wilmanns zum ordentlichen Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission für die Provinz Pommern ernannt. Auch dies Amt hat er nicht schematisch verwaltet, sondern sich bald ein eigenes Urteil über die Prüfung für das höhere Schulamt gebildet und dann an einer zeitgemäßen Aenderung ihres Verfahrens mitgearbeitet.

Parallel mit den Vorlesungen gingen wöchentliche „Deutsche Uebungen". Bei ihrer Leitung mußte sich bald der Mangel eines Seminars fühlbar machen: es fehlte der geeignete Raum und vor allem die Fachbücherei. Für dieses Ziel kämpfte der neue Ordinarius unverdrossen, bis im Sommer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

76 die Einrichtung eines germanistischen Seminars genehmigt wurde. Mit dem Winter-Semester trat es in Tätigkeit, Wilmanns war sein Direktor.

Die ganzen Verhältnisse waren noch recht klein; das am stärksten besuchte Kolleg — Neuere deutsche Literaturgeschichte — wies 27 Hörer auf [darunter 1 zahlenden].

In der eigenen wissenschaftlichen Produktion des Meisters ging es in diesen Jahren langsamer; begreiflicherweise mußte auf die sich drängende Fülle der Berliner Veröffentlichungen ein Rückschlag folgen, und dann war die Zeit des Einlebens in neue Verhältnisse mehr zu Plänen und Entwürfen als zu deren Ausreifen geeignet. Von literärgeschichtlichen Arbeiten haben wir eine wichtige Neuausgabe,[1]) eine Besprechung in dem neu eingerichteten „Anzeiger für deutsches Altertum"[2]) und einen Aufsatz über den schon früher behandelten Reinmar von Zweter.[3])

Daneben nimmt der Hochschullehrer weiter an pädagogischen[4]) Fragen lebhaften Anteil. Seine Ansichten über Wert und Umfang des deutsch-grammatischen Unterrichts werden nun dadurch anerkannt, daß das Ministerium ihn beauftragt, eine Schul-Grammatik zu verfassen, und zwar zunächst für die landwirtschaftlichen Realschulen.

Die Arbeit daran und die Pflicht, Vorlesungen über die ältere deutsche Sprache zu halten, führen ihn nun mitten in die wissenschaftliche Grammatik hinein, in die er, wie wir gesehen haben, schon ein paarmal von außen neugierig hineingeschaut hat. An das genannte Scherersche Buch schließt sich jetzt gerade eine Fülle von Einzeldarstellungen, u. a. A. Holtzmanns Althochdeutsche Grammatik, R. Heinzels Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache, O. Erdmanns Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrieds, H. Rückerts Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, K. Weinholds Mittelhochdeutsche Grammatik. Regen Geistes nimmt der junge Professor die Neuschöpfungen in sich auf. Was Wunder, daß ihm, dem praktisch und organisatorisch Denkenden, der kühne Plan auftaucht, all diese Arbeiten zu vereinigen und weiteren Kreisen nutzbar zu machen! „Als ich vor siebzehn Jahren", so schreibt er 1893, „meine deutsche Schulgrammatik ausarbeitete, erwachte der Gedanke, ihr ein mehr wissenschaftliches Buch als Hülfsmittel für Lehrer zur Seite zu stellen. Ich schwankte, ob ich es in Form eines Kommentars halten sollte, in dem einzelne wichtige Punkte behandelt und Literaturnachweise gegeben würden, oder ob ich, wie einst Adelung, dem Schulbuche ein „umständliches Lehrgebäude" sollte folgen lassen. Schwerlich hätt' ich mich für das letzte entschieden. wenn ich vorausgesehen hätte, wieviel Zeit über der Ausführung verstreichen würde; denn eine innere Neigung, Jahre meines Lebens in den Dienst der Grammatik zu stellen, beseelte mich keineswegs. . . . ."

Wie in der Grammatik, so waren mittlerweile auch in der Rechtschreibung des Meisters Verdienste durch den inzwischen ins Ministerium berufenen Bonitz zur Geltung gebracht worden. Er hatte selbst auch diese Reformbestrebungen weiter verfolgt.[5]) Für Januar 1876 berief nun der preußische Kultusminister eine orthographische Konferenz, zu der alle deutschen Bundesregierungen Teilnehmer hatten vorschlagen können. Es gehörten ihr an: Prof. von Raumer-Erlangen, Prof. Wilmanns-Greifswald, Prof. Scherer-Straßburg, Geh. Hofrat Prof. Bartsch-Heidelberg, Provinzial-Schulrat Klix, Provinzial-Schulrat Höpfner-Coblenz, Gymnasialdirektor Kuhn-Berlin, Oberlehrer Prof. Imelmann-Berlin, Dr. Frommann, zweiter Vorstand des Germanischen Museums-Nürnberg, Gymnasialdirektor Duden-Schleiz, Prof. Kraz am Gymnasium Stuttgart, Daniel Sanders-Alt-Strelitz als Vertreter der deutschen Buchhändler, Dr. Töchs-Berlin als Vertreter der deutschen Buchdrucker. Die Sitzungen leitete Bonitz, während andere Ministerialräte sowie Ministerialdirektor Greiff und der General-Inspekteur des militärischen Bildungswesens, General der Kavallerie Baron von Rheinbaben, den größeren Teil der Verhandlungen besuchten. Diesen lag ein Entwurf von Raumers zu Grunde, und alle Teilnehmer waren sich in der phonetischen Grundrichtung einig. Die noch auf „historischem" Standpunkte stehenden Autoritäten hatte Falk nicht zugelassen, um ein praktisches Ergebnis überhaupt möglich zu machen, und hatte sie nur durch ein Gutachten von Weinhold, Mül-

[1]) Des Minnesangs Frühling, herausgeg. von K. Lachmann und M. Haupt. 2. Ausgabe besorgt von W. Wilmanns. Leipzig, Hirzel.

[2]) Besprechung von E. Schmidt, Reimar von Hagenau und Heinrich von Rugge. A. f. d. a. 1, s. 149—158.

[3]) Einige Sprüche Reinmars von Zweter und das Fraemundslied. Z. f. d. a. 20, s. 250—254.

[4]) Besprechung von H. Fischer, Die Reform der höheren Schulen. Ein Versuch zur Verständigung. Z. f. d. Gymnasialwesen 30, s. 506—512. Besprechung von A. Dietrich, Über den deutschen Unterricht im Gymnasium. Z. f. d. Gymnasialwesen 29, s. 669—676. Der Unterricht im Altdeutschen auf den höheren Schulen. Z. f. d. Gymnasialwesen 29, s. 31—40.

[5]) Besprechung von Schriften zur orthographischen Frage (H. Erdmann, E. Goetzinger). Z. f. d. Gymnasialwesen 29, s. 85—93.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lenhoff und Zacher zu Worte kommen lassen, über das Wilmanns am ersten Konferenz-Tage berichtete.

Im ganzen haben elf ausgiebige Sitzungen stattgefunden. Wilmanns nahm an den Arbeiten lebhaftesten Anteil und besorgte noch nebenbei die aufklärenden Berichte an die Presse. Er machte nicht nur eine Menge formeller Aenderungsvorschläge, die die Regeln klarer und faßlicher gestalten sollten, sondern ebensoviele sachliche. Gleich zu Anfang erklärte er, um zu einer sichern Orthographie zu kommen, sei unerläßlich, auf Grundlage des phonetischen Prinzips erhebliche Aenderungen vorzunehmen; bei einem allzu ängstlichen Verfahren würden die Schweiz und Oesterreich weiter gehen. So kämpfte er denn gegen das Dehnungs-h an, sei es hinter Vokalen oder hinter t. Er betonte, daß wenn es nicht beseitigt werde, aus dem bisherigen Schwanken nicht herauszukommen sei. Um logischer Unterscheidungen willen das Dehnungs-h beizubehalten, hielt er für verfehlt. Der Zug der Reform gehe seit langer Zeit dahin, solche Unterschiede aufzugeben; etwaige Verwechselungen homonymer Wörter seien lediglich die Folge solcher Gewöhnung an ihre orthographische Differenzierung; später würden sie unterbleiben, die Schwierigkeiten des Uebergangs seien deshalb nicht zu scheuen. Aus dem gleichen Grunde beantragte er, den Unterschied von wider und wieder, Lid und Lied fallen zu lassen. Dem Wirrwar der Wortfamilie tod - und tot - wollte er ein Ende bereiten durch den Vorschlag, in allen Zusammensetzungen und Ableitungen tot zu schreiben. Eine weitere Anregung betraf die Wörter „fing, geng, hing", denen historisch das - ie -, phonitisch das bloße - i -, und „gib, gibt, gibst", denen umgekehrt nicht historisch, eher phonetisch das Zeichen des gedehnten Lautes zukomme: er wollte alle sechs mit einfachem - i - geschrieben wissen. Ein anderes Schmerzenskind der Reformen war die Verbalgruppe - ieren; auch bei ihr strebte Wilmanns ganze Arbeit an: es sollte durchgängig - ieren geschrieben werden. Das bedeute eine große Erleichterung, da sich - ieren in einigen von Substantiven abgeleiteten Verben nicht gut abschaffen, in allen dagegen wegen der betonten Nachsilbe wohl begründen lasse. Daß er dabei nicht ins Extrem verfiel, zeigt die besondere Rücksicht, die er Vornamen angedeihen ließ. Auch das Dehnungs-h ließ er einigemal gelten, so - ah - in Naht [zu nähen] und Draht [zu drehen] und - eh - in denjenigen Wörtern, die sonst leicht falsch betont würden.

Schon ein flüchtiger Vergleich dieser Vorschläge mit unserer heutigen Rechtschreibung und mit der, die wir als Schulkinder gelernt haben, lehrt, daß nur ein Teil der Reformen durchgeführt worden ist, daß die Konferenz auf halbem Wege stehen blieb, indem auch Duden und die Praktiker für die weitergehende Verbesserung eintraten, die Theoretiker und die Verwaltungsfachleute bremsten. Ein Teil der Beschlüsse konnte nur mit ganz knapper Majorität gefaßt werden.

Gar keine Einigung war über die S-Laute zu erzielen. S, ſ, s, ß, ſſ, eine verwirrende Fülle und doch für phonetische Unterschiede ungenügend. Wilmanns trat zusammen mit von Raumer und Töchs für schärfere Differenzierung nach phonetischen Gesichtspunkten ein. Er hob hervor, daß gerade bei diesen Lauten die Rücksicht auf die immer mehr Eingang findende lateinische Schrift maßgebend sein müsse, in der eine solche passende Unterscheidung durchgeführt sei. Er wollte nämlich in ihr die alte Letter ſ, die wir nur in Nachäffung der Franzosen und Engländer ausgestoßen hätten, für den sanften Sauselaut wieder eingeführt wissen, sodaß wir drei S-Laute hätten: ſ (stimmhaft), s (stimmlos), ss (stimmlos nach kurzem Vokal). Wie gesagt, drang in dieser Frage keine Auffassung durch.

Das alsbald gedruckte Regel- und Wörter-Verzeichnis hatte denn auch kaum irgend welchen Erfolg, ja, es bedeutete gegenüber der „Berliner Orthographie" einen Rückschritt. Die schwankenden Beschlüsse rundete man hier so, dort so ab, und die Einheit war nicht erreicht.

Auch ein anderer Vorschlag, den Wilmanns auf der Konferenz machte, wurde durch ein Kompromiß seiner durchschlagenden Kraft beraubt. Während er gewünscht hatte, daß das Ergebnis der Konferenz mit lateinischen Lettern gedruckt und „künftighin das lateinische Alphabet im Elementar-Unterrichte zuerst gelehrt werde, beschloß die Konferenz mit zwölf gegen vier Stimmen: „daß der Uebergang vom deutschen zu dem von den meisten Kulturvölkern angewandten lateinischen Alphabet sich empfehle, daß dieses im Elementar-Unterricht zu gleicher Geläufigkeit des Lesens und Schreibens eingeübt, und daß der Gebrauch desselben in den höheren Schulen überall gestattet werden solle".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man kann sich die Enttäuschung des eifrigen Reformers wohl vorstellen und wird dann erst recht seine Treue bewundern, mit der er für die Konferenzbeschlüsse eintrat,[1]) und seinen unversieglichen Optimismus, mit der er in ihnen doch die Vorstufe zu einem Aufwärtssteigen sah.

Auch an eine andere undankbare Aufgabe wandte er sich in dieser Zeit nochmals, an die Erforschung des Kurfürsten-Kollegiums und seiner Entstehung.[2])

Einen neuen Halt in all diesen Kämpfen hatte er unterdessen durch sein junges Familienglück gewonnen. Schon in Berlin hatte er Martha Pütter kennen gelernt, und edel hatte seine Schwester darauf verzichtet, in Greifswald das trauliche Zusammenleben fortzusetzen, und war in der Hauptstadt geblieben. Im Lenz 1875 verlobte sich dann Wilmanns und führte seine Braut im Herbste desselben Jahres zum Altare. Wie glücklich ihr Einfluß war, sollte sich schon in der Brautzeit zeigen: sie brachte eine Versöhnung mit seinem Lehrer Müllenhoff zustande, wodurch das Herz des Schülers von dem Zwiespalte zwischen Groll und Pietät befreit wurde.

Inzwischen war der germanistische Lehrstuhl in Bonn seit 1875 erledigt. Die Träger bedeutender Namen hatte sich die Rheinische Hochschule zu werben gestrebt: Jakob Grimm war einst diese Professur angetragen worden, August Wilhelm Schlegel und Karl Simrock hatten sie bekleidet. Doch war bei dessen überwiegend poetischer Neigung, besonders im Alter, die strengere Wissenschaft in einen Dornröschenschlaf gesunken. Sie neu zu erwecken, dazu berief man den fünfunddreißigjährigen Wilhelm Wilmanns. Zum 1. April 1877 wurde er nach Bonn versetzt, zugleich in die Wissenschaftliche Prüfungs-Kommission und in die Kommission für die wissenschaftliche Staatsprüfung der Kandidaten des geistlichen Amts beider Konfessionen berufen.

Es wirkten damals noch als Fachgenossen in Bonn die außerordentlichen Professoren Birlinger und Andresen und der Privatdozent Reifferscheidt, der bald die erledigte Professur in Greifswald erhielt.

Auch in Bonn war die Hörerzahl anfangs klein. Der damalige Rektor, Jürgen Bona Meyer, bewilligte dem neuen Kollegen nur einen Hörsaal mit vierzig Sitzen, und selbst diese vermochte er nicht zu füllen.

Da kam neuer Zug in die Bonner Studentenschaft, als Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, die Universität bezog. Auch Wilmanns wurde bei der Ausbildung des Zollernsprossen beteiligt: im Sommer 1878 las er für ihn „Deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts". Nur mit Sträuben unterzog er sich anfangs diesem Auftrage, da er den ordnungsmäßigen Vorlesungszyklus, den er mit den Fachkollegen eingerichtet, nicht gerne zu deren oder der Studenten ungunsten unterbrach und ihm alles Höflingsgebahren fern lag; und doch entspann sich bald zwischen dem berufsfreudigen, monarchisch gesinnten Lehrer und seinem empfänglichen Schüler ein herzliches Verhältnis, das die Studienjahre überdauert hat.

Auch mit seinen andern Hörern verband ihn persönliches Miterleben. Anfangs war es ihm noch möglich, alle Teilnehmer seiner Uebungen in jeder zweiten Woche zu sich zu laden; aber das mußte er zu seinem Kummer aufgeben, mußte immer engere Auswahl treffen, je mehr es waren. Doch fand er auch so Gelegenheit genug, jeden einzelnen zu fördern und auf ihn zu wirken, sei es durch seine Herzenswärme, die jedem guten Willen entgegenkam, sei es durch seine — damals fast sprichwörtliche — Grobheit. Denn gegen Schwätzertum und leere Redensarten, Pflichtvergessenheit oder Ungebühr war er schonungslos und legte dabei seine Worte nicht auf die Goldwage. Aber nie wurde er unvornehm dabei, trug auch niemanden etwas nach und hob auch gerne wieder einen Mutlosen auf.

Eine kleine Geschichte kennzeichnet ihn: durch ein schroffes Wort hatte er seine Hörerschar vor den Kopf gestoßen, und sie blieb andern Tages geschlossen fort. Am dritten erschienen beide Teile wieder, und der Meister sagte: „Meine Herren! Wenn ich ein Kolleg ausfallen lasse, dann zeig' ich das vorher am schwarzen Brett an; das müssen Sie aber auch tun". Sprach's und las gleichmütig weiter.

Gegenstand seiner Vorlesungen war zunächst wie in Greifswald die deutsche Literaturgeschichte des Mittelalters und des 18. Jahrhunderts, deutsche Grammatik, Minnesang, Gudrun und Walther. Von 1880 an kamen eingehende Vorlesungen über die einzelnen Stufen, gotisch, alt-

[1]) Gesprächlein über die Beschlüsse der Berliner orthographischen Konferenz. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses (anonym).

[2]) Besprechung von W. Langhaus, Die Fabel von der Einsetzung des Kurfürstenkollegiums durch Gregor V. und Otto III. Z. f. d. Gymnasialwesen 29, s. 424—430.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hochdeutsch und mittelhochdeutsch, hinzu. Dazwischen trat die Erklärung einzelner Sprachdenkmäler, besonders des Heliand. In den achtziger Jahren differenziert sich dann auch seine grammatische Tätigkeit, und es zeigt sich seine gleichmäßige Sorge für ihre verschiedenen Zweige.

Für die deutschen Uebungen fehlte auch hier ein Seminar und mußte auch hier wieder erkämpft werden. Erreicht wurde es Ostern 1879 (nachdem ein halbes Jahr vorher schon ein romanisches sich unter Försters Leitung aufgetan hatte). Wilmanns wurde zunächst alleiniger Direktor, und seine Verdienste wurden im selben Jahre durch Verleihung des Roten Adler-Ordens 4. Klasse anerkannt.

Sein Gehalt blieb klein und gestaltete sich sogar ungünstiger, als er einen Ruf nach Breslau ablehnte. Auch Göttingen, wohin ihn Wilamowitz gerne gezogen hätte, hat er nicht angenommen. Den Einfluß seines Freundes Bonitz hat er, auch als seine Familie mehr und mehr wuchs, nie zu persönlichen Zwecken ausgebeutet und auch in sachlichen nur auf Ruf und Frage hin benutzt. Solche erstreckten sich besonders auf drei Gebiete: den deutschen Lehrplan des Gymnasiums, die orthographische Reform und die Revision der Prüfungsordnung für die Kandidaten des höheren Schulamts. Aus dem Gymnasium verbannte er den Unterricht in der altdeutschen Grammatik, nicht zur Freude vieler Fachgenossen, aber getreu seiner einstigen Doktorthese und seinem innersten Grundsatze: Nichts Halbes! Denn er war überzeugt, daß auch durch Reformen aus diesem Unterrichte nichts Ordentliches werden würde.

Dagegen verzweifelte er nicht an einer vernünftigen Lösung der Rechtschreibefragen. Er sah, daß hier wie auf keinem anderen Boden das Bessere des Guten Feind sei, und daß man ohne Kompromisse nicht vorwärts komme.

Auch in Oesterreich hatten sich inzwischen Reformen geregt. 1879 zeigten sich die Früchte: ein amtliches Orthographiebuch für Volksschulen und eine Verordnung für Mittelschulen nach der Art der preußischen von 1868 sowie ein Kommissionsentwurf von Professor Blume, herausgegeben im Auftrage des Vereins „Mittelschule" und angelehnt an die Raumersche Vorlage und die Beschlüsse der Berliner Konferenz. Der September desselben Jahres brachte eine bayrische Ministerial-Verfügung, die eine auf derselben Grundlage fußende Rechtschreibung anordnete und darin einen praktischen Schritt vorwärts tat, daß sie die vorgeschriebene Orthographie auch von den Lehrbüchern verlangte. Die Buchdrucker, die durch all die Reformversuche immer mehr in Schwierigkeiten gerieten, gaben nun in Breitkopf und Härtels Verlag ein eigenes Hilfsbuch heraus. Viele Druckereien folgten dem neuen Verfahren, aber das preußische Kultusministerium glaubte, sie ablehnen zu müssen. Es hatte zu der Einigungskonferenz angeregt und wollte nun nicht durch eigenbrödlerisches Vorgehen das Werk ganz zerstören. So wurde denn Wilmanns mit der Schaffung einer neuen Schulorthographie auf Grund der 76er Verhandlungen beauftragt. Im Januar 1880 ging sie unter dem Minister von Putkamer hinaus. Sie war ein Kompromißwerk und wurde viel angefeindet von beiden Parteien. Um ihr wenigstens in manchen Kreisen Verständnis und Erfolg zu erwirken, ergriff Wilmanns wiederholt in der Oeffentlichkeit das Wort[1]) dazu, ohne Scheu davor, daß man ihm ihre Mängel persönlich zum Vorwurfe machen würde.

Der „Kommentar" war eine wissenschaftliche Leistung, die anfangs wenig gewürdigt wurde, und gab zugleich sprachwissenschaftlich nicht geschulten Lehrern einen Begriff, wie in der Sprache und selbst in der Schreibung Leben und Seele herrscht; durch ihn hat der Meister auch an den Lehrerseminaren und Volksschulen Spuren seines Wirkens hinterlassen. Schlicht und würdig beginnt das Vorwort: „Das vorliegende Buch kündigt sich als Kommentar zu einem amtlichen Werke an, aber es trägt meinen Namen auf dem Titel und ist demgemäß als ein rein persönliches Unternehmen anzusehen. Die Ansichten, die darin vorgetragen sind, haben keinerlei Anspruch darauf, die der preußischen Unterrichts-Verwaltung zu sein.

Ich würde das nicht besonders hervorheben dürfen, wenn nicht die Vermutung, diesen Kommentar als ein offiziöses und von der Regierung beeinflußtes Werk aufzufassen, dadurch nahe gelegt wäre, daß ich in Zeitungen als Verfasser des amtlichen Orthographiebuches genannt bin. Wie ich schon anderwärts bemerkt habe, muß ich diese Ehre ablehnen, wenigstens in dieser Form. Einmal

[1]) Kommentar zur preußischen Schulorthographie von W. Wilmanns. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1880. [2. Auflage 1887.
Über die preußische Schulorthographie. Vortrag gehalten am 15. März 1880 im Bonner Bildungsverein. Von W. Wilmanns. Köln, DuMont-Schaubergsche Buchhandlung.
Besprechung von Vietor, Zeitschrift für Orthographie, Anzeiger für deutsches Altertum 7, s. 335—336.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kann hier, wo der Inhalt und oft auch die Form gegeben war, nicht wohl von Verfassen, sondern nur von Redigieren die Rede sein; sodann wurde selbstverständlich meine Arbeit noch andern Männern, welche, mit dem Gegenstande gründlich vertraut, zugleich das praktische Bedürfnis der Schule aus langer und nie unterbrochener Erfahrung kennen, zur Prüfung vorgelegt, und dann in gemeinsamer Beratung der Text festgestellt. Zu dem Wörterverzeichnis habe ich nicht einmal den Entwurf gemacht.

Man möge nicht voraussetzen, daß ich durch diese Erklärung meine Person vor öffentlichen Angriffen und Vorwürfen sicherstellen wolle. Ich bin vollkommen bereit, die Verantwortung zu tragen: denn so wenig ich diese amtliche Orthographie als die an und für sich beste, als die Verwirklichung eines Ideals ansehen kann, so gibt sie doch nach meiner Ueberzeugung das, was unter obwaltenden Umständen gegeben werden konnte. Sie bezeichnet einen Fortschritt auf richtiger Bahn, sie sichert eine übereinstimmende Behandlung der Orthographie in allen Schulen und verbürgt für die Zukunft eine gedeihliche und einheitliche Entwicklung unserer Schrift. In sehr wenigen einzelnen Fällen, wo meine Ueberzeugung mit der amtlichen Feststellung nicht zusammentrifft, habe ich offene Erörterung nicht vermieden".

Auch der Reichskanzler Fürst Bismarck opponierte persönlich gegen die „Puttkamersche Orthographie", aber langsam und sicher setzte sie sich doch im Buchdruck und zuletzt im amtlichen Verkehr durch. Wie ihr Schöpfer nie Dank für diesen großen dem deutschen Volke geleisteten Dienst beansprucht hat, so hat er mit Ruhe und später auch wohl mit Humor die Angriffe und Kritiken über sein Werk ergehen lassen.

Er selbst befolgte dann auch in seinen Schriften die Puttkamersche Orthographie. Er kam nicht auf den Versuch zurück, das ſ in die lateinische Schrift wiedereinzuführen, und ließ die Schulgrammatik,[1]) in der er diesen Buchstaben nicht gut entbehren konnte, in späteren Auflagen in Bruchschrift drucken.

Die Schulgrammatik erschien zuerst 1877. An den Landwirtschaftsschulen, für die sie zunächst bestimmt war, erlangte sie wenig Anerkennung, wurde aber an zahllosen anderen höheren Lehranstalten eingeführt. Viele Auflagen hat sie erlebt; bei den späteren half sein Schüler Poppelreuter, der dann im Industriebezirk gestorben ist, allerdings nicht immer zum vollen Einverständnisse des Verfassers.

Nicht nur durch sie, sondern auch durch manche andern Veröffentlichungen zeigte dieser, daß er mit seinem früheren Berufe in steter Fühlung blieb. Außer grammatischen Besprechungen[2]) veröffentlichte er zur Feier einer Philologen-Versammlung[3]) bei besonderer Gelegenheit ein Manuscript — Oktavblatt von Lachmanns Hand —, das sich in Haupts Nachlaß gefunden hatte.

Hand in Hand damit ging die Arbeit an der wissenschaftlichen Grammatik; schon wollte sein Werk greifbare Gestalt annehmen, als sein Abschluß in weite Ferne gerückt wurde durch die gärende Entwicklung, die damals im Anschluß an die epochemachenden Entdeckungen der indogermanischen Sprachwissenschaft auch die Deutschforschung erfaßte und in Paul und Braunes neuer Zeitschrift beredtesten Ausdruck fand. Er selbst sagt von jener Zeit:[4]) „Keiner, der berufen war, die deutsche Grammatik zu lehren, konnte sich dieser Bewegung entziehen; die überraschenden Aufschlüsse, die neuen Probleme, die Bedenken und Zweifel, zu denen sie führte, bannten auch den Widerstrebenden in ihren Kreis. Oft genug hab' ich mich ungern von andern, liebgewordenen Arbeiten getrennt, um diesen grammatischen Studien nachzugehen; aber der reiche Gewinn, den ich heimbrachte, entschädigte für die Opfer, und trotz der Qual, die es bereitet, wenn man sich von alten, festgewurzelten Anschauungen lossagen muß, kann ich doch sagen, daß ich ihnen viele

---

[1]) Deutsche Grammatik für die unteren und Mittelklassen höherer Lehranstalten. Nebst Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie (später mit dem Zusatz „nach der amtlichen Festsetzung") von Dr. W. Wilmanns. Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey 1877. Bis 1885 fünf Auflagen. S. unten Jahrg. 1885.

[2]) Besprechung von O. Schneider, ein Lehrplan für den deutschen Unterricht in der Prima höherer Lehranstalten. Z. f. d. Gymnasialwesen 35, s. 350—352.

Besprechung von L. R. Frauer, Neuhochdeutsche Grammatik mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht an höheren Schulen. Ebenda 36, s. 368—373.

Besprechungen von Schriften zur deutschen Schulgrammatik (Bauer (Duden), Buschmann, Erbe Gurke (Waetzold und Schönhoff), Raßmann). Ebenda 37, s. 40—43.

Besprechung von F. Kern, Die deutsche Satzlehre, eine Untersuchung ihrer Grundlagen. Ebenda, s. 679—686.

Besprechung von M. Geistbeck, Elemente der wissenschaftlichen Grammatik der deutschen Sprache für höhere Lehranstalten sowie zum Selbstunterrichte. Z. f. d. Gymnasialwesen 38, s. 48—50.

Besprechung von F. Kern, Zur Methodik des deutschen Unterrichts. Ebenda, s. 288—295.

[3]) Zur Erinnerung an die 34. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Trier. Fragment einer mhd. Übersetzung der Ilias. 1879.

[4]) Im Vorwort zur ersten Auflage der Grammatik.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

glückliche Stunden verdanke". Er vertraute darauf, daß die Zeit selbst sein Werk, wie sie es nun gehemmt, auch wieder fördern werde, und gestaltete langsam weiter daran, indessen draußen 1880 Brauns gotische, dann Pauls mittelhochdeutsche, 1886 Brauns althochdeutsche und Brugmanns indogermanische Grammatik erschienen.

Auf verwandte grammatische Bestrebungen lenkte ihn das Werk J. Francks,[1]) der seit November 1879 neben ihm in Bonn wirkte und bald sein verehrender Freund wurde.

Die literärgeschichtlichen Forschungen[2]) blühten weiter und schlugen sich in zahlreichen Besprechungen, Notizen und kleinen Artikeln nieder — auch das Imelmannsche Buch[3]) sei, wie in Francks Zusammenstellung der Wilmannschen Schriften, an dieser Stelle erwähnt —. Selbst die nordische Literatur wird nicht vergessen.[4]) Diese Studien gipfelten wieder in der Dreiheit Goethe,[5] Nibelungen,[6]) Walther.

Sein eigenes Buch über die Nibelungen erregte viel Aufsehen. Nach Lachmanns „Anmerkungen zum Nibelungenliede (1856) hatte es eine Zeitlang geschienen, als ob es die Hauptaufgabe der Spezialforschung sei, mit allen Mitteln der Dialektik dessen Theorien zu bekämpfen oder zu verteidigen. Wilmanns leitet nun als erster wieder in gesundere Bahnen. Er geht von der Erkenntnis aus, „daß noch viel zu tun übrig ist, ehe die Wissenschaft die Höhe erreicht hat, auf der sie manche schon angekommen wähnen". Er wendet sich gegen die Beobachtung des Stils, grammatischen Gebrauches, Wortschatzes und Versbaues, die man erst da mit Erfolg anstellen könne, wenn das Werk eines Dichters vorliege. Er verspricht sich mehr davon, „daß man bei jeder Szene, bei jeder Strophe sich klar zu machen versucht, welchem Ziele sie zustreben, was sie als vorangegangen voraussetzen, was bei natürlicher Gedankenentwicklung folgen müßte". Auf diese Weise versucht er, die Entstehung des Nibelungenliedes aus verschiedenen Bestandteilen nachzuweisen, die jedoch in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht wiederherstellbar seien, und bemüht sich, diese verschiedenen Schichten, die neben und über einander liegen, zu sondern und die Entwicklung des Gedichtes klarzulegen. So reizvoll und anregend dies Unterfangen war, etwas Fertiges konnte und wollte es nicht bieten, und über das Einseitige dieses Verfahrens urteilte der Meister fünfzehn Jahre später:[7]) „Den Weg, welchen L. eingeschlagen, halte ich für sehr lohnend, und mehr als einmal habe ich ihn im Laufe der Jahre durchmessen, bald streckenweise, bald in seiner

---

[1]) Besprechung von J. Franck, Mittelniederländische Grammatik. A. f. d. a. 10, s. 385—391.

[2]) Besprechung von Friedr. Vogt, Die deutschen Dichtungen von Salomon und Markolf. I. Band, Salomon und Morolf. Ebenda, A. f. d. a. 7, s. 274—301.

Besprechung von Ferd. Michel, Heinrich von Morungen und die Troubadours. Sybels hist. z., n. f. 11, s. 71—75.

Besprechung von A. Starck, Zur Geschichte des Gedichts vom Wartburgkriege. A. f. d. a. 10, s. 326—331.

Meister Kelin, Allg. d. Biographie 15, 560. — Konr. von Kirchberg. Ebenda, s. 789.

Besprechung von Wilh. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. Z. f. d. Gymnasialwesen 36, s. 237—241.

Besprechung von Heinrichs von Veldeke Eneide, herausgeg. von O. Behaghel. Ebenda, s. 706—710.

Besprechung von Otfrieds Evangelienbuch, herausgeg. und erklärt von O. Erdmann. Ebenda, s. 706—710.

Über Freidank. Z. f. d. a. 28, s. 73—110.

Das Fürstenlob des Wartburgkrieges. Ebenda, s. 206—227.

Litschower, A. d. b. 18, s. 783. — Reinold von der Lippe. Ebenda, s. 734.

Burggraf von Lüenz. Ebenda, 19, 617.

Besprechung von K. F, Kummer, die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie und die kleineren innerösterreichischen Minnesinger Literaturbl. f. germ. und rom. Philologie 1880, 321—323.

Über Otfrids Vers- und Wortbetonung. Z. f. d. a. 27, s. 105—135.

Der Straßburger Alexander und Eilharts Tristan. Ebenda, s. 294—298.

Kürenberc, A. d. b. 17, s. 411 f.

Besprechung von Die Leiche und Lieder des Schenken Ulrich von Winterstetten. herausgeg. von J. Minor, D. l. z. III., 1152.

Besprechung von R. Becker, Der altheimische Minnesang. G. g. a. 1883, 1273—1483.

[3]) Deutsche Dichtung im Liede. Gedichte literaturgeschichtlichen Inhalts gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von J. Imelmann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. In den Anmerkungen Textverbesserung zu mhd. Texten von Wilmanns. 1884.

[4]) Besprechung von Stejskal, Hadamar von Labers Jagd. Literaturbl. f. germ. und roman. Philologie 1881, s. 6—9.

[5]) Besprechung von C. A. Funke, Goethes Hermann und Dorothea, Z. f. d. Gymnasialwesen 37, s. 38—40. Goethes Satyros oder der vergötterte Waldteufel gedeutet. Schnorrs Archiv 8, s. 227—229.

Über Goethes Erwin und Elmire. Goethe-Jahrbuch 2, s. 146—167.

Über Goethes Claudine von Villa Bella. Im neuen Reich VIII, 1, s. 481—499.

Goethes Jahrmarktfest zu Plundersweilern. Preußische Jahrbücher 42, s. 42—74.

[6]) Besprechung von R. Henning, Nibelungenstudien. G. g. a. 1883, s. 1345—1364.

Besprechung von H. Busch, Die ursprünglichen Lieder vom Ende der Nibelungen. G. g. a. 1882, s. 1576—1590.

Besprechung von J. Crüger, Der Entdecker des Nibelungenliedes. D. l. z. V, 48.

Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes von W. Wilmanns, Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.

[7]) Besprechung von H. Lichtenberger, Le poème et la legende des Nibelungen. A. f. d. a. 18, s. 66—111.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganzen Länge. Einiges, was ich dabei beobachtet und bedacht habe, möge mir erlaubt sein, hier auszuführen oder anzudeuten, teils um mein Urteil über das vorliegende Buch zu begründen, namentlich aber, weil ich die Gelegenheit benutzen möchte, offen zu bekunden, wie sehr im Laufe der Zeit meine Ansichten über die Nibelungen und ähnliche mdh. Gedichte sich geändert haben. Das Ziel, nach welchem ich strebte, ist dasselbe geblieben. Die Herkunft und Bedeutung der Sage, ihre Ausbreitung und Ausbildung, der Ursprung des Gedichtes, das Verhältnis der hss. usw. interessiert mich nur in zweiter Linie, nur insofern es in Betracht kommt für das Verständnis des Ueberlieferten; dies war und ist mir die Hauptsache, aber ich habe eingesehen, daß der Weg, auf dem ich es zu erreichen suchte, nicht zum Ziele führte. Ich glaubte, aus der Dichtung selbst alle Mittel zu ihrem Verständnis schöpfen zu können.

Indem ich das Auge über Gebühr anstrengte, die Spuren verschiedenen Ursprungs und aufgehobenen Zusammenhanges in den einzelnen Strophen zu entdecken, übersah ich die Verbindungen, die in unserer Ueberlieferung vorhanden sind. Ich übersah oder würdigte nicht gehörig, daß selbst da, wo verschiedene Schichten der Erfindung wahrnehmbar sind, diese Schichtung viel älter sein kann, als unsere deutsche Dichtung, indem in Werken dieser Art trotz mancher Umgestaltung alte Mängel weiter bestehen können. So zerstückelte ich das Gedicht in kleinste Teilchen und führte aus willkürlich gewonnenen verwegene Konstruktionen auf, welche die Ueberlieferung erklären sollten. Die Basis aber dieses ganzen Wirkens war die von vielen und auch von unserm Verfasser geteilte Annahme einer überaus reichen Produktion. Viele Bearbeitungen derselben Sage sollten etwa gleichzeitig und nebeneinander ins Leben getreten sein, um dann gleich wieder bearbeitet, mit einander verbunden und wieder bearbeitet zu werden".

Während Wilmanns so in der Nibelungenfrage noch auf dem Boden seiner tastenden Jugendversuche stand, reiften mittlerweile seine Anschauungen über den Minnesang und Walther zu Werken von bleibendem Werte heran. In den vierzehn Jahren von 1868 bis 82 änderte er seine Grundansichten darüber vollständig. Der günstige Wechsel seiner amtlichen Stellung wie die Fortschritte in der Wissenschaft regten ihn dazu an. Scherers „Deutsche Studien" wirkten positiv und negativ auf ihn. Das vielseitige Interesse, das jener den wenigen Liedern einiger älterer Minnesänger abzugewinnen wußte, und der Versuch, in unserer Ueberlieferung alte, durch den Inhalt zusammenhängende Liederbücher nachzuweisen, reizten zur Nachahmung, während die allzu realistische Auffassung des Minnesanges Zweifel und Bedenken erregten, die sich schließlich als riegreich erwiesen. Noch näher berührte ihn die Untersuchung seines Lieblingsschülers Konrad Burdach über Reinmar und Walther, die 1880 erschien. Gern hat der Meister von ihm noch in späten Jahren erzählt, und als Burdach 1900 in seinem „Walther von der Vogelweide" den großzügigen Versuch macht, nicht nur das Leben des Dichters neu zu bestimmen, sondern eine rechte „Philologie des Mittelalters" anzubahnen, da gedenkt er zuerst der Bonner Zeit: „Es ist lange her, daß ich zu Bonn im weiträumigen Hörsaal, dessen Fenster den weiten Ausblick eröffneten über die hohen Bäume des Hofgartens bis zu dem morgenblauen Siebengebirge, Wilmanns' klarem und sicherem Vortrage lauschte. Aber unvergessen sind mir diese Stunden lichtvoller Belehrung, und in wehmütiger Erinnerung steht mir das Bild jenes Semesters vor Augen, wo meinem unklar enthusiastischen, jugendlich-grenzenlosen Streben die feste Hand des nachsichtigen und teilnehmenden Lehrers half, Bezirk und Wege für die wissenschaftliche Arbeit abzustecken. . . . Für meine eigenen Studien Walthers von der Vogelweide sind in jenen Bonner Vorlesungen und den gleichzeitigen Seminarübungen über Reinmars Gedichte die ersten Keime ausgestreut worden". Umgekehrt wirkte er nun auf den Meister ein, als er auf erweiterter wissenschaftlicher Grundlage eine neue Anschauung von Walthers Kunstentwicklung vortrug, die jener im wesentlichen als gelungen erachtete.

Jetzt faßte er Walthers Kunst als eine Entwicklung aus neuen Verhältnissen heraus auf. Ein paar eigene Aussprüche mögen das beleuchten:

„Es[1]) ist eine geläufige Vorstellung, die Poesie als einen Spiegel des Lebens zu betrachten. Wir wollen dem Vergleiche seine Bedeutung nicht abstreiten; aber anderseits kann man sie auch recht wohl als ein Kaleidoskop ansehen, das einer aus der Hand des andern empfängt. Eine mäßige Kraft genügt, das Instrument zu drehen und neue Bilder erscheinen zu lassen; geübte Hände

[1]) Aus der Vorrede zu Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide, von W. Wilmanns. Bonn, Webers Verlag. 1882.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wissen die Steinchen zu teilen und sorgfältig abzuschleifen; selbständige Geister fügen Neues hinzu. Oft sind es nur betriebsame Köpfe, welche die bereits von andern literarisch ausgeprägten Schätze in neuen Umlauf setzen; anderen hat die Natur die Gabe verliehen, in den Schacht des Lebens selbst hinabzusteigen und neues Gestein zu brechen. Wie der Sprachschatz, so vermehrt und verfeinert sich auch das poetische Gut und wird von Geschlecht zu Geschlecht geeigneter zu einem vollen und schmiegsamen Ausdrucke der Gedanken- und Gemütswelt".

„Auf[1]) die Dauer vermochte sich das (ursprüngliche) Bild gegen den Ansturm widersprechender Tatsachen nicht zu retten; es verschwand allmählich wie die lieblichen Traumbilder eines goldenen Zeitalters, das die Sehnsucht nach idealer Vollendung gläubig in die Vergangenheit gezaubert hatte. — Das poetische Schaffen und Können des frühen Mittelalters erscheint mir jetzt viel eingeschränkter. In langer Arbeit wird erst allmählich der Born einer lebendigen, reichlich fließenden Poesie erschlossen, und wie alle geistige Bildung dringt auch die Kunst aus den oberen Schichten der Gesellschaft zur großen Masse des Volkes herab. . . . . Die Einförmigkeit des Minnesangs hatte ich ehedem als den natürlichen Ausfluß des noch einförmigen Lebens angesehen. Die häufige Wiederkehr derselben Gedanken und ganz ähnlicher Wendungen faßte ich so auf, daß sie, im Leben selbst erzeugt, gewissermaßen zum allgemeinen Sprachgut gehörten, dessen sich jeder ohne Anspruch und ohne Skrupel nach Bedürfnis bediente. Der Minnedienst war allgemeine Sitte und die Sprache des Minneliedes nur die Sprache der Gesellschaft; kurz, ich sah, um ein bekanntes Wort zu gebrauchen, in dem Minnesang mehr eine Welt- und Völkergabe als das Privaterbteil einiger fein gebildeter Männer. Jetzt glaube ich nicht mehr Kunst und Leben in dieser Weise identifizieren zu dürfen. Der Minnesang war Arbeit und eine wirkliche Kunst, die im zwölften Jahrhundert, mag auch vieles verloren sein, nur von verhältnismäßig wenigen schöpferisch geübt wurde; die Uebereinstimmung in ihren Leistungen ist nicht die unmittelbare Folge des gleichartigen Lebens, sondern beruht auf der Abhängigkeit der Dichter von einander und von ihren Mustern. Erst im Minnesang selbst wurden die Gedanken gewonnen und die Formen ausgeprägt, und das Bedürfnis der Kunst führte zu ihrer weiteren Entwicklung. . . . Jetzt erscheint sie (Walthers Dichtung) mir als ein Erzeugnis einer künstlerischen Phantasie, dem wir in Ermanglung anderer Zeugnisse schlechterdings nicht ablauschen können, wieviel Anteil die eigene Herzenserfahrung daran gehabt habe. Früher hatte ich hinter den Liedern den minnenden Mann gesucht, jetzt suche ich in ihnen den beliebten Künstler. Das persönliche Interesse für das Privatleben des Dichters ist notgedrungen zurückgewichen, und das Verhältnis des Sängers zur Gesellschaft gab einen ergiebigeren Boden für die wissenschaftliche Betrachtung. Hier fand sich die Einheit der zerrissenen Lieder wieder, und es zeigten sich Zusammenhänge selbst zwischen den verschiedenen Tönen, die dem abgewandten Blicke verborgen geblieben waren".

Diese neugewonnenen Anschauungen hat der Forscher in mehren Besprechungen,[2]) darunter derjenigen des Burdachschen Werkes, als auch in den beiden genannten eigenen Werken niedergeschrieben.

Um für die Ausgabe den Grund zu legen, schrieb er zunächst das „Leben und Dichten Walthers". Es beginnt mit einem Preise des Uhlandschen Buches „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter" (1822), dem es einen bedeutenden Platz unter den Erstlingswerken der deutschen Philologie zuspricht, und steckt sich zum Ziele, Walther möglichst objektiv zu würdigen und im Lichte seiner Zeit erscheinen zu lassen. Im ersten Teile versucht es, das literarische Leben, in das Walther wirkend eingreift, nach Art und Umfang zu bestimmen, das Wachstum einiger Jahrhunderte in kurzen, allgemeinen Zügen darzustellen. Im zweiten folgen Walthers persönliche Stellung in der Gesellschaft und seine Beziehung zu einzelnen Personen und Zeitereignissen. Auf die Geschichte von Walthers Liebesverhältnissen verzichtet es, ebenso auf eine eigentliche Biographie, die das Leben und die Entwicklung des Dichters Schritt für Schritt verfolgt. Die Schilderung der ge-

[1]) Aus der Vorrede zu Walther von der Vogelweide, herausgeg. und erklärt von W. Wilmanns. 2., vollständig umgearbeitete Ausgabe (Germanistische Handbibliothek, herausgeg. von Jul. Zacher I). Halle, Verlag des Waisenhauses. 1883.

[1]) Besprechung von R. Bechstein, Ausgewählte Gedichte Walthers von der Vogelweide und seiner Schüler. Schulausgabe. Literaturbl. f. germ. und rom. Philologie 1880, s. 130—132 und Literar. Zentralbl. 1880, s. 1158.

Besprechung von F. Hornemann, Ausgewählte Gedichte Walthers von der Vogelweide nebst einigen Proben aus der ältesten deutschen Literatur in Übersetzungen. A. f. d. a. 7, s. 331—332.

Besprechung von Konr. Burdach, Reinmar der alte und Walther von der Vogelweide. A. f. d. a. 7, s. 258—273.

Besprechung von H. Paul, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Literaturbl. f. germ. und rom. Philologie 1882, sp. 297—299.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sellschaftlichen Stellung soll den Hintergrund für seine Poesie im allgemeinen, die Erzählung der historischen Ereignisse den für seine politische Dichtung so ausführlich zeichnen, wie es für eine lebendige Auffassung nötig ist. Der dritte, später am meisten umstrittene Teil soll eine Uebersicht der Gedanken und Anschauungen geben, die in Walthers Gedichten ausgesprochen sind, und so die fortschreitende Entwicklung des Dichters darstellen. Wilmanns weiß wohl, daß diese Zerfaserung des lebendigen Kunstwerks von vielen mißbilligt werden wird, unterzieht sich aber doch dieser mühseligen Kleinarbeit, die einzelnen Gedanken aus ihrem Zusammenhange zu lösen und in übersichtliche Kategorien zu sammeln, weil er den Inhalt für wichtiger als die Form und diese Forschungsweise für wissenschaftlich notwendig hält. Nicht indem er 'Parallelstellen in zerstreuten Anmerkungen anführt, sondern nur indem er den Gedankenkreis des Minnesangs im Zusammenhang entwickelt und übersichtlich vorlegt, glaubt er überzeugend dartun zu können, „daß wir es hier in der Tat mit einer eingeschränkten, mühsam nach Freiheit ringenden Kunst zu tun haben". Im Gegensatze zu dieser scharfen Analyse steht die Synthese des vierten Teils, in dem versucht wird, bei den einzelnen Liedern auf mögliche oder wahrscheinliche weitere Zusammenhänge hinzuweisen. Der Verfasser geht dabei bewußt über das Erweisliche hinaus, um die richtige Gesamtauffassung zu zeigen, „daß der Dichter Vorträge aus verschiedenen Liedern verfaßt habe".

Durch dies Buch wurde die „Ausgabe" erheblich entlastet und Raum für neue Anmerkungen, wie sie das erweiterte Interesse heischte, frei. Freier wurde sie auch von allerhand Detailuntersuchungen, die lediglich Ertrag für die Textkritik versprachen. Dagegen blieb ihr die Behandlung der Poetik und metrischen Technik überlassen, die aus praktischen Gründen nicht mehr ins „Leben und Dichten" aufgenommen war.

Die „Ausgabe" bezeichnet sich mit Recht als völlig umgearbeitet. Der erste Abschnitt, über das Leben Walthers, bleibt weg, der über Metrik ist wesentlich geändert und bereichert, an Stelle der kritischen Bemerkungen tritt eine übersichtliche Darstellung der handschriftlichen Ueberlieferung und ein Verzeichnis der wichtigeren Lesarten in den verschiedenen Ausgaben, dies als Anhang. Ein Kapitel über den Stil ist neu hinzugefügt; der Herausgeber lehnt sich darin nicht an irgend eine systematische Rhetorik an, sondern hebt die Punkte hervor, auf denen ihm die Wirkung der Waltherschen Poesie hauptsächlich zu beruhen scheint. Revidiert sind Text und erklärende Anmerkungen, von denen jetzt ein großer Teil dahin zielt, den Zusammenhang der Gedichte zu beleuchten und ihre künstlerische Darstellung zu würdigen, manche auch auf Uebereinstimmungen mit Burdachs Werk hinweisen. Der Versuch einer neuen chronologischen Anordnung — meist nach stilistischen Gesichtspunkten — wird in einer Tabelle vorgelegt, während die Ausgabe selbst, zum Nutzen aller Leser, bei der Lachmannschen Folge bleibt.

Hatte Wilmanns diese beiden Arbeiten nur seiner inneren Ueberzeugung folgend geschaffen, während das Publikum mit der ersten Waltherausgabe sehr zufrieden war, so sind die heftigen Angriffe, die die neuen Bücher trafen, nicht zu verwundern. Am härtesten war das Wort vom „gleißenden Seziermesser". Allmählich aber drang eine anerkennendere Ansicht durch. Man bekannte, daß die „Ausgabe" die beste eines altdeutschen Klassikers sei, und sah mit der Zeit auch ein, daß im „Leben und Dichten" nicht bloß kühle Kritik, sondern zugleich eine große Herzenswärme und ein offener Blick für die Entfaltung einer höheren Geisteskultur zutage tritt, daß es nicht nur zerlegt, sondern auch ein lebendiges Bild von Fleisch und Blut geschaffen hat.

An diesem Markstein seines Schaffens möcht' ich einen Augenblick verweilen und zur Kennzeichnung seiner schriftstellerischen Arbeit ein paar allgemeine Züge festlegen. Zunächst mit Worten aus dem Nachrufe Francks: „Der nächste Zweck der Forschung war für ihn nicht, in unermüdlichem Schürfen und Grübeln die eigene Wißbegierde zu befriedigen und lästige Zweifel zu bannen, sondern er forschte, weil er sich zutraute und sich berufen fühlte, mit seinem klaren Blick neue Erkenntnisse zu gewinnen und Zusammenhänge aufzudecken, denen er eine allgemeinere Bedeutung beimaß. . . . In Wilmanns' Tätigkeit als Forscher und Schriftsteller wird man nicht leicht den Lehrer übersehen. Es war auch im Leben nicht seine Art, sich an Dingen aufzuhalten, bei denen er doch nichts tun konnte, und Zeit oder nur Gedanken und Gefühle an sie zu wenden. So war er auch eigentlich kein grübelnder Forscher, wie wenig er der peinlichsten Durchmusterung noch so zahlreicher Einzelheiten, wenn sie größeren Fragen dienten, aus dem Wege ging, und ich kann mir z. B. kaum denken, daß er Lust gehabt haben würde, sich in Etymologien, bei denen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er nicht von vornherein ein bestimmtes Ergebnis im Auge gehabt hätte, zu vertiefen. Es ist mithin wohl kein Zufall, wenn wir eigentlich fast gar keine grammatische Einzeluntersuchung von ihm besitzen. Wenn er sich auch nicht vergrübelte, so suchte er doch der Probleme, die er nach seiner Art stets scharf erfaßte, sobald er sich ihnen einmal zugewandt hatte, immer mehr Herr zu werden und ihre Lösung zugleich möglichst faßbar zu gestalten, als ob sie weniger der eigenen Befriedigung als der Absicht diene, die gewonnene Erkenntnis nun auch weiter zu vermitteln. . . . Unterstützt von einer ganz hervorragenden Darstellungsgabe trug er dann die Ergebnisse seiner tiefgreifenden Forschung in einer Form vor, die ein möglichst ausgedehntes Publikum vor Augen hatte, freilich nur ein solches, dem ein aufrichtiges Interesse für den Gegenstand zuzutrauen war".

Zu dem erstgenannten Zuge sei ein Wort von ihm hinzugefügt, mit dem er das besonders starke Betonen der Eigennamenforschung ablehnte: „Es kommt meist nicht viel dabei heraus".

Die gleiche weise Beschränkung zeigte er gegen die schweren letzten Fragen des menschlichen Geistes, und man hat das Goethewort auf ihn angewandt, „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren". In der Arbeit über „Claudine von Villa Bella" sagt er einmal: „. . . . aber da die Grenzen des Wissens überall so eng gezogen sind, daß das Größte und Beste sich hinter ihnen zu bergen scheint, so behilft sich der Mensch mit Ahnungen, und warum sollte er sich versagen, diese auszusprechen?"

Aus all seinen Schriften und Worten aber sprach die schlichte, heilige Wahrheitsliebe, die Unbestechlichkeit des Urteils, die auf seine Schüler so tiefen Eindruck machte und sie fürs Leben in ihren Bann zog, die ihn die eigenen Irrtümer schonungslos aufdecken ließ, während er unbefangen fremdes Verdienst anerkannte und fremde Ansichten zur Geltung brachte. Führte dieser wahrhaftige Charakter bisweilen zum scharfen Kampfe gegen Schein und Pose, so blieb des Meisters Polemik doch immer maßvoll und jedem häßlichen Zanke fern. Schröder rühmt, er habe es dankbar erfahren, als Wilmanns „für eine jugendlich scharfe Kritik sich nach Jahren mit einer sachlich höchst fördernden Besprechung eines Büchleins revanchierte". Und wie gern jener einigend schuf, statt hadernd zu stören, zeigt sein Ausspruch: „Die wissenschaftlichen Gebiete berühren sich, und sie haben den Vorzug vor den politischen, daß Fortschritte des einen auch immer dem andern zugute kommen".

Solches Geistes waren auch die weit bekannt gewordenen vier „Beiträge" der nächsten Jahre, deren dritter und vierter als zum besten gehörig bezeichnet werden, was auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Die metrischen Untersuchungen zeigen so recht wieder, wie er die mühseligste Einzeluntersuchung nicht scheute, aber in ihr niemals den Endzweck sah, vielmehr auch dort stets größere Zusammenhänge im Auge hatte. Er selbst sagt am Ende der Beiträge: „. . . . denn wer möchte Lust zu Detailuntersuchungen haben, wenn es ihm verwehrt sein sollte, am Ende des mühsamen Weges das Auge über die nächste Umgebung zu erheben und auch über unbekannte Fernen schweifen zu lassen?"

In seinem ersten „Beitrage"[1]) kämpfte er auf anderm Gebiete gegen die gleiche Auffassung, die er in der Waltherforschung gerade selbst überwunden hatte. Den sogenannten Heinrich von Melk hatte man vor ihm ins zwölfte Jahrhundert gesetzt. Diese allgemeine Ansicht stand unter dem Schutze des Alters und der Autorität. Männer wie Lachmann und Haupt hatten sie anerkannt, Heinzel und Scherer gefestigt. Besonders der letzte pries den Heinrich von Melk sehr als ältesten deutschen Satiriker und gewaltigen Sittenprediger. Indem Wilmanns nun seine neuen Ansichten von der eingeschränkteren Kunst unserer Vorfahren auf ihn überträgt, greift er eine schon früher geäußerte, aber wenig beachtete Vermutung wieder auf, daß man ihn ihn in eine jüngere Zeit setzen müsse, und begründet sie folgendermaßen: „Unmittelbarer Zusammenhang der Satire mit der religiösen Bewegung des 12. Jahrhunderts ist nicht wahrnehmbar. Die Uebereinstimmung mit Gerloh beschränkt sich auf allgemein gültige Lehren und Anschauungen. Die geringe Beachtung, die dem Papst zuteil wird, die Nichterwähnung des Kaisers, die vollständige Gleichgültigkeit gegen den Kampf zwischen Papst und Kaisertum weisen auf ein außerdeutsches, wenn auch deutscher Kultur zugängliches Land; die Art, wie der Dichter Ungarn erwähnt, auf Ungarn. Dem 12. Jahrhundert

[1]) Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, herausgeg. von W. Wilmanns. Heft 1. Der sogenannte Heinrich von Melk. Bonn, Webers Verlag. 1885.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entsprechen nicht die Kulturverhältnisse, welche die Satire voraussetzt. Der Luxus, die Mode, die Vielgestaltigkeit des Lebens, die geistige Strömung, die Art der Beredsamkeit. Diese und die Zustände des ungarischen Reiches lassen kaum daran denken, daß die Gedichte älter sind als das 14. Jahrhundert. Wie gut endlich zu dieser Zeit die Entwicklung der literarischen Gattung stimmt, bedarf kaum der Ausführung. In das zwölfte Jahrhundert gesetzt, ragen unsere Satiren einsam und in unbegriffener Größe; für uns schließen sie sich der Reihe satirischer Dichtungen an, die seit dem 13. Jahrhundert im südöstlichen Deutschland entstehen: Neidhart, Meier Helmbrecht, Ulrich von Lichtenstein, Konrad von Haslau, der sogenannte Seifried Helbing u. a.; besonders aber ist das Buch der Rügen zu nennen, das eingehender und weitläufiger dasselbe Thema wie die Einleitung der Erinnerung behandelt und durch seine charakterlose Redseligkeit die Originalität unseres Dichters vorteilhaft hervortreten läßt". Wenn dieser Vorstoß gegen das Alter der Dichtung auch nicht durchdrang, so wurde er doch durch den Widerspruch, den er entfesselte, recht fruchtbar.

In der höchst anregenden Arbeit über das Annolied,[1]) die nun folgte, geht Wilmanns zunächst einmal den umgekehrten Weg: er schützt das besprochene Werk gegen die starke Herabsetzung als Kompilation aus der Kaiserchronik oder deren Quelle, indem er es aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts — 1183 wurden die Gebeine Annos nach Siegburg überführt — ins elfte verlegte und nachwies, daß ein Siegburger Mönch es 1077—78 für Kölner Laien geschrieben habe. Mit wohlwollendem Prüfen erkennt er seine Vorzüge: „. . . . Es ist, obwohl eine gelehrte, überall von Büchern abhängige Arbeit, doch ein selbständiges deutsches, nicht aus irgend einer Chronik ausgeschriebenes Gedicht. . . . . Was ich als klein und unzulänglich am Annoliede hervorgehoben habe, bezeichnet das Niveau der Zeit. Auf dieser Fläche erhebt sich das Werk unseres Dichters nicht nur als ein interessantes Denkmal der Vorzeit, sondern als das bedeutendste Erzeugnis der deutschen Literatur in einem Zeitraum von 200 Jahren. Das Gedicht enthält eine ungewöhnliche Fülle bedeutenden Stoffes. Die Einheit, welche die Aesthetik von einem Kunstwerk im engeren Sinne zu verlangen pflegt, fehlt zwar, das Lob Kölns und das Lob Annos sind nur durch die äußeren Umstände und den Zweck des Dichters verbunden; aber wir sind auch gar nicht verpflichtet, das Lied als ein Kunstwerk, das seinen Zweck in sich trägt, zu beurteilen; es ist eine Tendenzschrift, und als solche entbehrt es der Einheit und des Zusammenhanges gewiß nicht. Wenn der Verfasser sich der poetischen Form bediente und in Reimpaaren schrieb, so tat er das, weil seine Zeit keine andere Form für die literarische Behandlung in der Volkssprache kannte. Die Verbindung der einzelnen Teile ist nicht überall gelungen, aber die Disposition des Ganzen tritt deutlich hervor, und die Anordnung zeugt von reifer Ueberlegung und vortrefflichem Urteil. Die Sprache ist nicht gerade gewandt, hie und da lateinisch gefärbt, aber im ganzen korrekt, klar und kräftig, und in dem poetischen Schmuck der Rede durch Bilder und Vergleiche entfaltet der Dichter einen Reichtum, wie wir ihn so bald in der deutschen Literatur nicht wiederfinden. Selbstschaffend zeigt er sich auch hier nicht, aber er wendet das Gelernte im ganzen gut an, und mit weiser Sparsamkeit hat er die schönsten und üppigsten Kränze für den zweiten, den Hauptteil, aufgehoben. . . . Vor allem wichtig aber scheint mir das Annolied als ein Denkmal der historischen Literatur. . . . Es bekundet uns zum erstenmal, daß in den Kreisen der Laien Interesse für die Vorzeit vorausgesetzt werden durfte; der Abschnitt, den der Dichter zum Preise Kölns verfaßte, ist die erste summarische Darstellung der Weltgeschichte in deutscher Sprache. Es ist gewiß kein Zufall, daß wir in dem blühendsten städtischen Gemeinwesen dieses Interesse zuerst gewahr werden, und wir danken dem Siegberger Mönch, daß er es erkannte und benutzte".

Die alten Lobweisen, die Opitz, Bodmer und Herder auf das Gedicht angestimmt haben, will er jedoch nicht von neuem ertönen lassen. Er schränkt sein Lob recht ein: „Von einer großen welthistorischen Auffassung ist nichts wahrzunehmen. Die Weltanschauung, die der Dichter in der Einleitung entfaltet, ist die gewöhnliche des Mittelalters; wie äußerliche Gründe ihn zu dem Abriß der Weltgeschichte führten, der dann folgt, haben wir gesehen. Selbständige Gedanken dürfen wir nur sehr wenige bei ihm voraussetzen; fast überall haben wir ihn abhängig gefunden von Büchern, und obschon er sie mit einer gewissen Freiheit benutzt und eine seinem Zweck entsprechende Auswahl zu treffen weiß, zeigt er sich doch anderseits so abhängig von seinen Vorlagen, daß man an den Werkstücken, aus denen er sein Werk ausgeführt hat, noch öfter die Spuren der älteren Ver-

[1]) Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, herausgeg. von W. Wilmanns. Heft 2. Über das Annolied. Bonn, Webers Verlag. 1886.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bindung gewahrt. Die Gelehrsamkeit des Dichters ist gering. Isidors Etymologien, ein paar lateinische Dichter, eine ganz fabulose deutsche Geschichte, eine Vita seines Heiligen, den Daniel und einen Kommentar hat er nachweislich benutzt; viel mehr auch wohl nicht gekannt, wenigstens nicht von weltlicher Literatur. Die Trierer Geschichte in diesem kleinen Bücherschatz zu finden, könnte Verwunderung erregen, wenn man nicht wüßte, daß Anno das neugegründete Kloster zunächst mit Mönchen aus Trier besetzte. Fähigkeit, das wirkliche Leben zu erfassen und poetisch zu gestalten, nimmt man kaum irgendwo wahr. Der Dichter hat sich die Aufgabe gesetzt, die Stadt Köln zu loben; kein übles Thema, wie man meinen sollte; aber er hat sich nicht anders zu helfen gewußt, als indem er aus Büchern von sehr zweifelhaftem Wert eine Geschichte zusammensetzte, die mit Köln so gut wie nichts zu tun hat. Eine großartige Offenbarung des menschlichen Geistes vermag ich in dem Annoliede nicht zu sehen, der Zweck ist klein und elend die Ausführung".

Daß er mit diesem Tadel wieder viele Angriffe auf sich ziehen werde, fühlte er selbst; war ihm doch schon öffentlich vorgeworfen worden, er liebe es besonders, von der Barbarei des Mittelalters zu reden.[1]) Mit würdigem Ernste verwahrt er sich dagegen und klärt seine Stellung zum deutschen Mittelalter, nicht ohne wiederum seine pädagogischen Ansichten mitzupräzisieren: „Freilich habe ich öfter, als es die Fachgenossen zu tun pflegen, auf die mangelhafte Entwicklung des sittlichen Bewußtseins und die geistige Beschränktheit im Mittelalter hingewiesen, aber nicht, weil es mir eine Lust wäre, die Vorzeit zu schänden — ich würde ihr sonst nicht Leben und Studium weihen —, sondern teils um zu warnen, daß man dem Studium des Mittelalters in der Erziehung einen Raum gewähre, der ihm meines Erachtens nicht zukommt, teils um einen gerechten Maßstab für die Benutzung des Einzelnen gewinnen".

Als dritten Beitrag brachte der Meister eine metrische Untersuchung, die an seine früheren Arbeiten gedanklich anknüpfte und als letztes Ziel den Zusammenhang des altdeutschen Reimverses mit der alliterierenden Langzeige in Auge hatte.[2]) Schon 1873[3]) und 83[4]) hatte der Gelehrte solche Probleme erwogen; auf einem Umwege kehrte er zu ihnen zurück. „Ich wollte wissen, ob die Beschränkungen in der Silbenverschleifung, wie ich sie in mhd. Versen wahrnahm und für Walther von der Vogelweide in der Einleitung zu meiner Ausgabe (1883) nachgewiesen habe, schon für Otfried galten. Bei dieser Gelegenheit sah ich, was übrigens schon vorher nicht unbeachtet geblieben war, daß die Silbenverschleifung bei O. sich in engen Grenzen halte und namentlich über die verschiedenen Füße sehr ungleich verteilt sei. So ergab sich eine Untersuchung über das Maß der Füße, und diese wieder konnte nicht geführt werden ohne Rücksicht auf Elision und Synalöphe, Lage der Akzente und Iktus. Die Einzelbeobachtungen regten das Nachdenken an und führten zu Schlüssen über die Vortragsweise des alten Verses, in der sie Erklärung und Begründung fanden". Durch wiederholtes, einseitig auf das Metrum gerichtetes Lesen, das er dem Gedichte widmete, reifte dann das Büchlein heran und trat unwillkürlich in die neue Bahn, die Sievers im Gegensatze zu Rieger, Pieper und Sobel diesen Forschungen gewiesen hatte. Ohne eine gleichmäßige, systematische Behandlung des ganzen Stoffes anzustreben, berührte es ziemlich alle Fragen, welche die Vorgänger behandelt hatten.

Den Anstoß zu dem vierten Hefte[5]) gab eine dem Meister gewidmete Arbeit von Weißenfels,[6]) in der dieser, gleich Pfaff, den Gedanken Bartschs weiter verfolgt, daß die deutsche Lyrik den romanischen Zehnsilber in doppelter Form aufgenommen habe, als fünfmal gehobenen jambischen Vers und als viermal gehobenen daktylischen, und daß mit dem fremden Verse ein der deutschen Metrik ursprünglich fremdes Prinzip, das der Silbenzählung, Eingang gefunden habe. Diese Studien veranlaßten den Gefeierten, den Gegenstand, dem er vor Jahren „manche Stunde erfolglosen Grübelns gewidmet hatte", von neuem zu erwägen. Diesmal hoffte er bestimmt, die Erkenntnis fördern zu können, den Rhythmus der daktylischen Zeilen zu bestimmen und seinen Ursprung sowie sein Verhältnis zu dem jambisch-trochäischen Versen darzulegen. Er beschränkte sich dabei auf die wichtigsten daktylischen Maße, die viermal gehobene Langzeile und ihre Versikel und den drei-

[1]) A. f. d. a. 10, s. 305.

[2]) Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, herausgeg. von W. Wilmanns. Heft 3. Der altdeutsche Reimvers. Bonn, Webers Verlag. 1886.

[3]) Metrische Untersuchungen über die Sprache Otfrieds. Z. f. d. a. 16, s. 113.

[4]) Untersuchungen über Otfrieds Vers- und Wortbetonung. Z. f. d. a. 24, s. 105.

[5]) Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, herausgeg. von W. Wilmanns. Heft 4. Untersuchungen zur mhd. Metrik. 1. Der daktylische Rhytmus im Minnesang. 2. Die Kürenberges wise. 3. Gebrauch der Wörter mit kurzer Stammsilbe bei den Minnesängern. Bonn, Webers Verlag. 1888.

[6]) Der daktylische Rhythmus bei den Minnesängern. Halle 1886.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mal gehobenen Vers, und nahm als Material dieselben Verse wie Weißenfels. Freilich verhehlt er sich nicht die Schwierigkeiten seines Beginnens: „Mir ist, wenn ich diese Strophenschemata betrachte, zu Mute, als sollte ich aus Schatten die Eigenschaften der Körper bestimmen. Selbst ob man die Form richtig errät, hängt von glücklichen Umständen ab; eine kreisförmige Scheibe kann sich als Kreis darstellen, aber auch als Ellipse, selbst als einfache gerade Linie. So sind auch die Schemata der Strophen vieldeutig und ohne lebendige Farbe. Die Geschichte der Strophenformen ist das schwierigste Gebiet der Metrik. Nur eine Forschung, welche die ältere und gleichzeitig romanische Metrik sowie die musikalischen Weisen geistlicher und weltlicher Dichtung beherrscht, darf hoffen, es zu bezwingen. Gleichwohl wagte ich es, auch ohne solche Vorbereitung, eine einzelne Strophenform zu erklären. Der Versuch scheint nicht aussichtslos, weil das Alter der Strophe erwarten läßt, daß weder allzuviel verschiedene Einflüsse sich gekreuzt, noch individuelle Erfindungsgabe sich weit von der Ueberlieferung entfernt habe".

Die eingehendste Betrachtung widmet er der Kürenberges Wîse, der Nibelungenstrophe. Zuerst bespricht er die Erklärungsversuche Jakob Grimms, Simrocks und Scherers, würdigend, aber ablehnend, und nimmt dann die Gedanken Lachmanns und Wackernagels in modifizierter Form auf. Vor allem stimmt er mit diesen Philologen in der Grundannahme überein, daß die Lieder Kürenbergs, obwohl sie älter seien als das Nibelungenlied, schwerlich zwanzig Jahre vor 1190 gesungen seien, und möchte ihre Entstehung um 1190 ansetzen, wo der daktylische Rhythmus eine „Modeform des Minnelieds gewesen zu sein scheint". In dem Inhalte der in der Kürenberges-wîse gedichteten Lieder findet er nichts, was uns zwänge, sie für älter zu halten. Auf dieser zeitlichen Grundlage folgt er dann Lachmanns Ansicht, daß sich der Erklärung des Nibelungenverses auf rein nationaler Grundlage schwerwiegende Bedenken entgegenstellen, und sieht wie jener die Einwirkung fremder Metra als sicher an. Er geht in der Feststellung dieser romanischen Vorbilder dann einen Schritt weiter und faßt das Ergebnis seiner Forschung in die Sätze: „Nachdem wir die Formen kennen gelernt haben, welche der romanische Zehnsilber in der deutschen Lyrik gewann, scheint der Ursprung des Nibelungenverses offen zutage zu liegen. Er ist auf den romanischen Zehnsilber zurückzuführen, aber nicht unmittelbar auf ihn, sondern auf die daktylische Langzeile, zu der er in Deutschland umgebildet war".

So zeigt sich Wilhelm Wilmanns, der treue deutsche Sohn der Mark, gerecht gegen Blüte, die von auswärts gekommen ist, wiewohl er weiß, daß er damit in ein Wespennest greift, daß viele ihm grollen werden, fortgerissen von dem eifrigen Bestreben, wenigstens das deutsche Volksepos und die anmutigen Anfänge der Liebesdichtung als urdeutsche Erzeugnisse nachweisen. Angriffe von dieser Seite sind ihm nicht neu; er benutzt die Gelegenheit, ihnen zu wehren: „. . . nur bitte ich, meinen Namen nicht unter Behauptung zu setzen, die ich nicht aufgestellt habe. Den einheimischen Ursprung unserer Lyrik überhaupt und schlechthin in Frage zu stellen, ist mir nie in den Sinn gekommen. Ich leugne auch nicht den heimischen Ursprung von Goethes Iphigenie; und doch stammt der Vers aus dem englischen Drama, der Inhalt aus dem griechischen Altertum, und das Ganze wäre unmöglich, wenn nicht das deutsche Volk den tiefgreifenden Einfluß des Christentums, der griechischen Kunst und der Literatur anderer Völker erfahren hätte".

Wenn nun der Verfasser seine Theorie auf die spätere Entstehung der Kürenberg-Strophe gründet, wie erklärt er dann den von den meisten Erzeugnissen des Minnesangs wesentlich abweichenden Inhalt der Kürenberg-Lieder? — Aus den Verhältnissen, unter denen sie entstanden sind: „Die ritterliche Gesellschaft gehen auch diese Lieder an, ja, geflissentlicher als in andern wird hier auf den ritterlichen Stand hingewiesen. Aber diese ritterliche Gesellschaft ist keine gleichförmige Masse; zwischen den vornehmen Zirkeln hoher Herren und Damen, in denen Friedrich von Hausen sich bewegte, und dem ritterlichen Ingesinde, das zur Bedienung und Sicherheit gehalten wurde, ist ein Unterschied. Von jenem Kreise ging die neue ästhetische Bildung aus; sie pflegt das Minnelied als eine Poesie der Galanterie und des feinen Modetones. Diese Klänge weckten dann andere in der urwüchsigeren Gesellschaft der jungen, Waffen tragenden Männer. Dort entstanden und erschollen die Lieder Kürenbergs. Die modische Vortragsweise wurde, so gut es ging, nachgeahmt, der fremde Vers akzeptiert, aber energisch der heimischen Gewohnheit gemäß umgebildet, dem Liede ein Inhalt gegeben, wie er den Wünschen junger, schmucker und von ihrer Unwiderstehlichkeit überzeugter Leute entsprach".

Gleich reizvoll und anschaulich entwirft er am Schlusse des ganzen Werkes ein Bild von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Geschichte der Vortragsweise überhaupt: „Das deutsche Altertum hatte nur eine Art des künstlerischen Vortrags, die Rezitation; langsame, feierliche Rede mit nachdrücklicher Hervorhebung der sprachlichen Akzente, aber ohne bestimmte Takteinteilung, ohne gleichmäßige Dauer der Tonsilben, ohne eine in den Intervallen der Tonleiter regelmäßig sich bewegende Melodie. Eine feste Takteinteilung gewann das neunte Jahrhundert, indem es vier Hebungen für den Vers verlangte; aber noch fehlte die innere Gliederung des Taktes. Otfrieds Vers läßt schon das Streben nach einem in der Sprache ausgeprägten Unterschiede des guten und schlechten Taktteils erkennen, aber durchgeführt wurde der regelmäßige Wechsel von Hebung und Senkung erst im Minnesang. Der Minnesang stellte ferner die Forderung, daß alle Silben ausgehalten werden; kurze, betonte Silben werden unbequem, man schränkt ihren Gebrauch ein und meidet sie schließlich fast ganz. Vielleicht am spätesten entwickelt sich die freie Modulierung des Vortrags zur Melodie, wenigstens muß man das annehmen, wenn es nicht Zufall ist, daß für die Lieder aus der Blütezeit des Minnesangs uns keine Melodie aufgezeichnet ist. — Für die Umbildung, welche das neunte Jahrhundert brachte, gab der lateinische Hymnenvers das Muster, für die Vortragsweise, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert zur Herrschaft kam, der Gesang der Geistlichen und der romanischen Künstler. Eine Zeitlang gefährdete das fremde Muster den Rhythmus des deutschen Verses; aber die heimische Weise trug zunächst wieder den Sieg davon. Der Wechsel von Hebung und Senkung behauptete sich und führte in den Versen, die ihn hatten vermeiden wollen, zur Ausbildung eines neuen, dreiteiligen Rhythmus, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. — Im Minnesang war eine neue Vortragsweise neben und an die Stelle der alten getreten: die Rezitation war ausgebildet zum Gesang. Volkssänger mögen der alten Sitte noch treu geblieben sein; aber auch sie bemühten sich, der neuen Kunst zu folgen, kleideten die alten epische Stoffe in lyrische Strophen und suchten mit den Meistern zu rivalisieren. . . . Gleichzeitig mit dieser musikalischen Entwicklung vollzog sich eine andere entgegengesetzte. Den Forderungen der höher ausgebildeten Musik genügte die Rezitation nicht, weil sie der gewöhnlichen Rede zu nahe stand; dem Bedürfnis des Erzählers entsprach sie nicht, weil sie sich zu weit von ihr entfernte; er suchte die lästige Fessel des feierlichen Vortrags abzustreifen. Welche Momente die Zersetzung des altdeutschen Reimverses, die wir in den meisten älteren Epen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts finden, herbeigeführt haben, ist noch nicht genauer untersucht; jedenfalls setzt sie eine Aenderung in der Vortragsweise voraus und fand in ihr wohl den eigentlichen Nährboden. Zu strengerer Kunst erheben sich die Epiker seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts; die fremden Originale, die sie übersetzten, und die höheren Anforderungen, welche die Sangeskunst an ihren Vortrag stellte, übten auch auf sie ihren Einfluß. Das eigentliche Ziel aber, dem die erzählende Dichtung zustrebte, war die Prosa. . ."

Weitere literärgeschichtliche Arbeiten dieser Zeit waren eine Walther-Ausgabe[1]) und eine Reihe von Anzeigen[2]) in verschiedenen Zeitschriften.

Ein großer Teil seiner Arbeiten steht im Zusammenhang mit seinen Seminarübungen, deren Programm er abwechselungsreicher gestaltete, deren Ziele er höher steckte, als es im allgemeinen üblich ist. Aus den Uebungsstoffen dieser mittelachtziger Jahre seien Freidank, Biterolf, die Grammatik Valentin Ickelsamers und das Annolied genannt. Die Zahl der Teilnehmer betrug damals um zwanzig. Da vom Jahre 1887 an die Bonner Universitäts-Chronik — zugleich mit ihrer Verlegung von Herbst nach Ostern — viel ausführlicher erscheint, so können wir seine Seminartätigkeit wie seine klaren Berichte bewundernd verfolgen. Mit demselben Jahre trat übrigens insofern in der Einrichtung des Seminars eine Aenderung ein, als auch der im Winter 1885/86 ernannte außerordentliche Professor Franck zum Direktor ernannt und es Wilmanns freigestellt wurde, ob er eine Uebung veranstalten oder ein Publikum lesen wolle; von dieser Entlastungsmöglichkeit hat er aber fast keinen Gebrauch gemacht.

---

[1]) Walther von der Vogelweide, Textausgabe von W. Wilmanns. Sammlung germanistischer Hilfsmittel für den praktischen Schulzweck. Halle, Verlag des Waisenhauses. 1886.

Heinrich von der Mure. A. d. b. 23, s. 57.

[2]) Marner, A. d. b. 20, 396. — Walther von Metze. Ebenda, 21, 529. — Heinrich von Morungen. Ebenda, 22, 341. — Wachsmuot von Mülnhausen. Ebenda, w. 711.

Besprechung von Lamprechts Alexander, herausgeg. von K. Kinzel. G. g. a. s. 291—303.

Besprechung von G. Ellinger, Das Verhältnis der öffentlichen Meinung zu Wahrheit und Lüge im 10., 11. und 12. Jahrhundert. D. l. z. VI, s. 229—231.

Besprechung von F. X. Wöber, Die Reichenberger Fehde und das Nibelungenlied. Ebenda, s. 1414—1415.

Besprechung von R. Meißner, Berthold Steinmar von Klingnau und seine Lieder. A. f. d. a. 13, s. 410.

Besprechung von H. Boetteken, Die epische Kunst Heinrichs von Veldecke und Hartmanns von Aue. D. l. z. IX, 1186—1187. Vgl. 1439.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seine Vorlesungen bewegten sich in den begonnenen Bahnen; neu war ein stärkeres Betonen der Grammatik in ihren verschiedenen Zweigen wie ein Publikum „Geschichte der deutschen Schriftsprache". Diese Lehrtätigkeit wie des Meisters späteres Bekenntnis zeigen, daß die grammatischen Arbeiten auch damals nicht ruhten, wiewohl nur wenig davon in die Oeffentlichkeit drang.[1])

Zugleich rief eine andere Autorenpflicht nach dem vielseitigen Manne: die Verlagsbuchhandlung, in der sein Kommentar zur preußischen Schulorthographie erschienen war, forderte ihn auf, eine Neuauflage vorzubereiten. Ungern, aber ohne Zögern unterzog er sich dieser Arbeit[2]) und rang sich auch bei ihr wieder zur Freudigkeit durch: „Ich dachte nur ungern an eine Arbeit zurück, die mir durch äußere Verhältnisse abgenötigt und in drängender Zeit ausgeführt war; ich hatte keine Lust, die wissenschaftlichen Wanderungen, die mich auf ganz andere Gebiete geführt hatten, zu unterbrechen, um auf einen Acker zurückzukehren, den ich schon so manches Mal durchgepflügt hatte; ich fühlte die Pflicht, das Buch ganz umzuarbeiten, wenn es das Recht haben sollte, von neuem zu erscheinen, und wußte doch nicht recht, was ich an die Stelle des Alten setzen sollte. Aber allmählich gestaltete sich der Plan, und die Ausführung gewährte mir schließlich mehr Freude, als ich gehofft hatte. Die Erinnerung an die freundliche, ja dankbare Aufnahme, welche die erste Auflage gefunden hatte, war mir dabei ein wohltätiger Sporn. . . . . Die wissenschaftlichen Abschnitte habe ich mit begreiflicher Vorliebe geschrieben; nach wie vor aber war mir der praktische Zweck, an der Einheit und Verbesserung unserer Schulorthographie zu arbeiten, die Hauptsache".

Gleich unverdrossen und zielsicher zeigt er sich in den grundlegenden Sätzen der Einleitung: „Im Verhältnis zur Sprache erscheint die Schrift als etwas Aeußerliches und Gemachtes. Aber wie die Sprache sich fast unmerklich ändert und, als wäre sie ein selbständiges Wesen, dem bewußten Willen des Einzelnen sehr wenig Einfluß gestattet, so ist doch auch der Schrift gegenüber die Macht des Einzelnen gering. Kühne Neuerungen, auch wenn sie sachlich durchaus begründet waren, sind immer gescheitert; nur wer der Richtung folgte, auf die der Schreibgebrauch wies, konnte hoffen, ihn einige Schritte weiter zu bringen".

Daneben ging seine Prüfungstätigkeit sowohl bei den Kandidaten des geistlichen Amts, wo er von Herbst 1883 bis zum Ende der Kommission (Herbst 86) ohne Vorsitzenden allein mit dem Philosophen Neuhäuser wirkte, als auch bei denen des höheren Schulamts, in deren Kommission er von Ostern 1885 bis Ostern 86 sogar Direktor war. Das Vertrauen seiner Kollegen berief ihn außerdem Herbst 86 zum Dekan der philosophischen Fakultät.

Freilich war er mit den Zuständen in dieser nicht recht zufrieden. Die Zahl der Studierenden ging erheblich zurück. Der Grund dafür lag in dem häufigeren Aussetzen der neusprachlichen Vorlesungen und in der — besonders finanziellen — Erschwerung des Promovierens durch das Vorexamen, die Magisterprüfung. Sie waren so berechtigt, daß Wilmanns selbst den Studenten abriet, in Bonn ihre Studien abzuschließen. Die Doktorenzüchtung war ihm zeitlebens ein Greuel, und nur wenige Dissertationen sind aus seinem Seminar hervorgegangen. Er ist ja später gegenüber dem Streben der Studenten nach dem Doktorhut etwas nachsichtiger geworden; damals erfolgte, wie gesagt, eine Abwanderung, die bis in die mittelneunziger Jahre reichte. Die Frequenz seiner Vorlesungen sank bis auf sechszehn, die seines Hauptseminars bis auf fünf. Das machte ihn oft mutlos. „Wozu bin ich da?" fragte er sich, und mehr als einmal mußte die treue Gattin ihn mit Zuspruch aufrichten.

Seit 1891 wirkte Berger als Dozent für deutsche Literaturgeschichte vorübergehend in Bonn. Mai 92 wurde Litzmann an Stelle des verstorbenen Birlinger als ordentlicher Professor für dies Fach berufen und alsbald zum Mitdirektor des germanistischen Seminars ernannt. Dessen Uebungen waren gerade in zwei gesonderte Abteilungen, Seminar und Proseminar, zerlegt worden, in deren Leitung Wilmanns und Franck jährlich wechselten. Nun wurde eine neue Abteilung (für neuere

[1]) Deutsche Schulgrammatik nebst Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung nach der amtlichen Festsetzung von W. Wilmanns. 1. Teil für die untersten Klassen bis Sexta. 2. Teil für die Klassen von Quinta bis Tertia. 6. Auflage. (Neue Form der zum Jahrgang 1877 genannten Grammatik.) Berlin, Parey 1885, später Weidmannsche Buchhandlung, davon erschien 1908 die 12. Auflage des 1. Teils (zum Teil unter Mitwirkung von H. Poppelreuter), 1910 die 11. Auflage des 2. Teils.

Besprechung von E. Bernhardt, Kurzgefaßte gotische Grammatik. Ebenda, D. l. z. VI, 1334.

[2]) Die Orthographie in den Schulen Deutschlands. 2., umgearbeitete Ausgabe des Kommentars zur preußischen Schulorthographie von W. Wilmanns. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1887.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutsche Literaturgeschichte) angegliedert, deren Unterteilung sich später ebenfalls nötig machte, und außer den etatsmäßigen Mitteln, mit denen die Bücherbestände des Seminars regelmäßig vermehrt wurden, 1893 vom Kurator ein einmaliger Zuschuß von 500 Mark bewilligt, um den besonderen Bedürfnissen der neuen Abteilung Rechnung zu tragen. Weiter bewilligte der Kurator Mittel für die Anlage eines Realkatalogs, die durch den Kustos der Universitäts-Bibliothek Dr. Kossina ausgeführt wurde. Ostern 96 wies dann der Minister eine regelmäßige Remuneration für einen Bücherwart an, sodaß auch Studierenden, die nicht dem Seminar angehörten, die Erlaubnis erteilt werden konnte, die Bibliothek zu bestimmten öffentlichen Stunden unter Aufsicht zu benutzen. Seit dem Winter-Semester 96/97 wirkte dann noch der außerordentliche Professor Drescher an der Ausbildung der Deutsch-Philologen mit [bis 1907].

Von den Seminarstoffen, die Wilmanns selbst durchnahm, über die seine Teilnehmer schriftlich und vortragend arbeiten mußten — streng wachte der Meister über ihrem Fleiße —, seien aus dieser Zeit genannt: Dietrichs Flucht, die Rabenschlacht, die Reihen Neidharts von Reuenthal, Moritz von Crâon, der Ritter von Staufenberg, Biterolf, Gudrun, Annolied. Von seinen Vorlesungen möcht' ich zunächst das Negative berichten, dß er die neuere deutsche Literaturgeschichte seit Litzmanns Berufung aufgab. Da er außerdem mit der Herausgabe der Beiträge seine wesentlichsten Entwürfe zur älteren Literaturgeschichte verwirklicht hatte, so konnte er sich nun mit voller Kraft seinem großen grammatischen Werke zuwenden, ohne daß daneben die literarhistorischen Studien je ganz zu verkümmern brauchten. Die Grundlage dazu hatte er jahrelang in seinen grammatischen Vorlesungen gelegt, in denen er mit vorbildlicher Klarheit in abwägender Kritik die Resultate der Forschungen Anderer vorlegte, sie durch eine Fülle eigener Beobachtungen vermehrte und aus reichster Gesamtanschauung des sprachlichen Lebens zu einem großen Bilde vereinigte.

1889 veröffentlichte er eine grammatische Einzeluntersuchung.[1]) Sie ist die einzige, die wir von ihm haben; sie geht von einer metrischen Beobachtung aus und schließt sich auch zeitlich noch an die metrischen Arbeiten an. Der Gelehrte hat hier eine der größten Schwierigkeiten, welche die deutsche Grammatik bietet, da ê in gên und stên, zu lösen versucht. Freilich hat er wenig Anklang damit gefunden, aber kein anderer Forscher ist mit einer überzeugenderen Lösung hervorgetreten.

Der erste Teil der großen „Deutschen Grammatik" war damals schon im wesentlichen abgeschlossen. Wilmanns verschob es indessen, die letzte Hand anzulegen und ihn druckfähig zu machen, weil er est das Uebrige weiter fördern und womöglich das Ganze in ununterbrochener Reihenfolge erscheinen lassen wollte. Aber er kam zu der Ueberzeugung, daß er auf diese Weise vielleicht nie fertig werde; er mußte einen Teil abstoßen, um ungestört an der Fortsetzung arbeiten zu können. Er verarbeitete dann noch Kluges und Behaghels Beiträge zu Pauls Grundriß in sein Werk und schloß das Manuscript im September 92 ab. Einige später erschienene Abhandlungen fanden noch in der Korrektur Erwähnung. Gedruckt liegt der erste Band dann 1893 vor.[2]) In einem ausgiebigen Vorworte legt der Verfasser subjektiv und objektiv die siebzehnjährige Entstehungsgeschichte des Werkes dar und schließt dann: „Ob nun neben den Arbeiten, die ich benutzt habe, noch ein Bedürfnis nach meinem Buche vorhanden ist, werden andere beurteilen. Ich selbst weiß, daß ich meinen Vorgängern das Beste verdanke, und daß die, welche die großen Fortschritte der letzten zwanzig Jahre verfolgt haben, kaum etwas finden werden, das sie nicht wüßten; aber vielleicht wird auch diesen die Zusammenstellung brauchbar sein. Einen guten Dienst hoff' ich den Jüngeren, die sich mit den Ergebnissen der historischen Grammatik bekannt machen wollen, geleistet zu haben. — Den Plan hab' ich ausgeführt, wie ich ihn ursprünglich entworfen hatte. Mein Ziel war, ein Lehrbuch der historischen Grammatik für die zu schreiben, die sich für das höhere Lehrfach vorbereiten. Daher hab' ich mich beschränkt auf die Sprachen, deren Kenntnis von ihnen vorausgesetzt wird, auf das Gotische, Althochdeutsche, Mittelhochdeutsche und Neuhochdeutsche. Daß ich das Gotische zum Ausgangspunkte nahm, obwohl es nicht die Muttersprache des Deutschen ist, erschien mir durchaus unbedenklich und wird niemanden irren. Die anderen germanischen Sprachen hab' ich beiseite gelassen, soviel als möglich auch das vielgestaltige Leben, welches die deutschen Mundarten neben der Schriftsprache entfalten. Selbst die Fremdwörter sind fast ganz ausgeschlossen, weil ihre Behandlung auf andere Gebiete führt und die einfache Entwicklung des heimischen

[1]) Die sFlexionder Verba tuon, gân, stân im ahd. Z. f. d. a. 33, s. 424—431.
[1]) Deutche Gra mmatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch von W. Wilmanns. 1. Abteilung: Lautlehre. Straßburg, Trübner 1893.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sprachgutes verwirrt hätte. Also weder eine historische Grammatik in dem weiten Rahmen, den Grimms umfassender Geist einst erfüllte, noch eine Darstellung des gesamten deutschen Sprachlebens war mein Ziel. Ich führe den Leser auf ein schmales Gebiet und suche seinen Blick auf bekannte Erscheinungen zu beschränken, daß er mit ihm um so vertrauter werde und den Zusammenhang um so leichter erkenne. Von fremden Sprachen hab' ich aus demselben Grunde fast nur das Griechische und Lateinische herangezogen und bloß konstruierte Sprachformen, soviel es anging, gemieden. Ueberall hab' ich mich bemüht, die Hauptsachen und die wichtigsten Gesichtspunkte hervorzuheben und eine Darstellung zu gewinnen, die dem Leser das Verständnis leicht macht. Daß auch der Verleger durch die Ausstattung des Buches alles getan hat, was diesem Zwecke dienen kann, wird jeder gern anerkennen.

Schließlich gedenke ich mit warmem Herzen der immer bereiten Teilnahme und Förderung, die J. Franck mir gewährt hat, nicht nur beim Abschlusse des Werkes in der Durchsicht des Manuscripts und der Druckbogen, sondern auch während der Vorbereitung in jahrelangem, nie getrübtem freundschaftlichem Verkehr. Vielleicht wäre die Arbeit doch liegen geblieben, wenn nicht ein gütiges Geschick mir den gleichstrebenden Freund zur Seite gestellt hätte. Möge es mir vergönnt sein, das Begonnene zu Ende zu führen".

Die gestellte Aufgabe, dem weiten Kreise der Studierenden und Lehrer des Deutschen die Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen, löst das Werk durch eine vollständige Beherrschung der weitschichtigen Literatur und eine Darstellung, die sich durch ihre Kunst auszeichnet, die gewaltigen Massen zu ordnen und in einer edlen, klaren Sprache vorzuführen. Man hat ihre Form geradezu ein Kunstwerk genannt. Das Werk ist somit der reifste Niederschlag seiner Lehrtätigkeit wie seiner Forscherarbeit. Nicht alle Seiten freilich von Wilmanns' wissenschaftlicher Eigenart sind hier zu finden: der kühn vordringende Zweifel, die skeptische Kritik und anderseits die machtvolle historische Konstruktion fehlen. Aber dafür haben wir hier das beste seines sittlichen Wesens: überall rüstiges Lernen und Umlernen, stille und freudige Würdigung fremden Verdienstes und fremder Hilfe, überall regste geistige Anteilnahme und ruhiges Nacharbeiten, Nüchternheit ohne Trivialität — und bei allem eine wahrhaft vornehme Bescheidenheit!

Schon drei Jahre später konnte Wilmanns der begeistert aufgenommenen „Lautlehre" die „Wortbildung"[1]) folgen lassen. Auch über sie mag er selbst zu uns sprechen: „Ich habe lange geschwankt und erwogen, ob ich das ursprünglich gesetzte Maß innehalten und mich auf das Großgedruckte und eine mäßige Zahl erläuternder Beispiele beschränken sollte. Aber schließlich siegte die Ueberzeugung, daß ohne eine reichliche Sammlung von Belegen ein anschauliches Bild des Wortschatzes und der in ihm ausgeprägten Formen nicht zu gewinnen sei. Auch die Wortgruppen, die in den von mir behandelten Perioden ihre Produktivität verloren haben, durften, wenn dies Ziel erreicht werden sollte, nicht ausgeschaltet werden; denn wenn auch das Bildungsvermögen dieser Wörter erstarrt ist, so leben doch die einzelnen Individuen als ein wesentlicher Bestandteil der Sprache fort. Ich glaubte, diese Wortsammlungen um so weniger zurückhalten zu dürfen, als ich sie durch Verweisungen auf andere Bücher nicht ersetzen konnte. Seit Jakob Grimm ist die Wortbildung im Zusammenhang nicht wieder behandelt worden". Das Vorwort schließt wiederum mit warmem Danke für die Hülfe Francks, „dessen langjährige Tätigkeit auf dem Gebiete etymologischer Forschung gerade diesem Bande zugute kommen mußte".

Wäre die Arbeit nun gleich rüstig fortgeschritten, so besäßen wir gewiß heute das vollständige Werk. Aber zu manchen unerfreulichen Hemmnissen kam ein erfreuliches: wiederholt wurden neue Auflagen des ersten Bandes nötig. Die zweite erschien gleich nach dem zweiten Bande.[2]) Sie weicht von der ersten ziemlich stark ab; kaum ein Paragraph ist unverändert geblieben, manche ganz neu gestaltet. Bald gab die Form, bald der Inhalt den Anlaß, bald des Meisters eigene Erwägungen, bald fremde Arbeiten. Auch der Umfang des Bandes wuchs um einige Bogen, besonders dadurch, daß sehr viel mehr Beispiele für die einzelnen Lauterscheinungen angeführt sind. Doch wurde der Druck so eingerichtet, daß die Erweiterung der Uebersichtlichkeit nicht schadet.

[1]) Deutsche Grammatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch von W. Wilmanns. 2. Abteilung: Wortbildung. Straßbutg, Trübner 1896.
[2]) Deutsche Grammatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch von W. Wilmanns. 1. Abteilung: Lautlehre. 2. verbesserte Auflage. Straßburg, Trübner 1897.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dicht daran reihen sich zwei Anzeigen grammatischer Arbeiten,[1]) davon einer des Franzosen Lichtenberger. Indem er einem andern Werke dieses Forschers eine tiefschürfende Besprechung[2]) widmet, nimmt er die Gelegenheit wahr, auf das Nibelungenproblem zurückzukommen und von seinen inzwischen gewandelten Anschauungen darüber Rechenschaft zu geben. Nicht durch plötzliche Erleuchtung, sondern in langem, ehrlichem Kampfe war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß seine frühere Methode „überspannt und einseitig", ihre Voraussetzung unhaltbar war. Dadurch verloren aber die alten Fragen nicht ihren Reiz für ihn, und die Hoffnung, sie gelöst zu sehen, schwand nicht. Hatte er es erreicht, daß kaum jemand mehr mit der von Bartsch gegebenen Erklärung zufrieden war, so versuchte er, die reiche nordische Ueberlieferung mit in Rechnung ziehend, eine neue. Ihre Ergebnisse sind: „. . . . die Konsequenz, mit welcher die Umgestaltung des alten Stoffes durchgeführt ist, läßt meines Erachtens keinen Zweifel, daß sie das überlegte Werk eines Dichters ist. Wenn also das Nibelungenlied aus einzelnen Liedern zusammengesetzt wäre, so müßten diese Lieder doch auf einem einheitlichen Werk beruhen und die verschiedenen Verfasser in seltsamer Uebereinstimmung mit Unkenntnis oder Mißachtung der Sage sich ganz diesem Werk angeschlossen haben. Leistet man auf diese überaus unwahrscheinliche Annahme Verzicht, so bleibt nur die Möglichkeit, daß ein Dichter diesen Teil unsers Nibelungenliedes verfaßt hat, sei es daß er die erwähnte Umformung des Stoffes selbst vornahm, oder daß er sie in einer Vorlage fand. Viel älter als unser Nibelungenlied war diese Umformung schwerlich; jedesfalls nicht, wenn die Szene, in der Siegfried durch den Anblick der Kriemhild belohnt wird, von Anfang an zu ihr gehörte; denn diese Wendung kann vor dem Zeitalter des Minnedienstes kaum ersonnen sein. . . . Eine andere Frage von Bedeutung ist, ob unser Nibelungenlied auf volksverbreiteter Sage oder auf einem literarischen Denkmal beruht. Einigen Aufschluß hierüber gibt die Erwägung, daß dem Verfasser oder auch schon seinem Gewährsmann nicht die Sage in gleich reichen und reinen Quellen zufloß. Was Siegfried erlebt hat, ehe er nach Worms kommt, ist im Nibelungenlied entweder übergangen oder episodisch behandelt. . . . . Dagegen für den folgenden Teil von der Verbindung Siegfrieds mit Gunther an bis zu seinem Tode liegt der Dichtung augenscheinlich eine reiche, wohl zusammenhängende Ueberlieferung zu Grunde. Diese Ungleichheit setzt für die verschiedenen Teile der Sage eine verschiedene Art der Ueberlieferung voraus, und ich wüßte mir diese nicht anders vorzustellen als so, daß für den zweiten Teil, mittelbar oder unmittelbar, ein literarisches Denkmal, eine schriftliche Aufzeichnung oder eine wohlausgeführte Dichtung zu Grunde liegt, während der erste auf Sage im engeren Sinne, auf ungebundener, schwanker und unsicherer Ueberlieferung von Mund zu Mund beruht, die nur weniges treu erhalten hatte. Bei dem Publikum des Verfassers im allgemeinen eine bessere Kenntnis vorauszusetzen, wäre ungereimt. . . . Die Unkenntnis gestattete und forderte neue Erfindungen; das schöpferische Talent des Dichters fand um so freieren Spielraum, je weniger es durch Kenntnis der Ueberlieferung gehemmt und gezügelt wurde".

Zeigt schon diese Arbeit, daß die literarhistorische Forschung bei Wilmanns auch jetzt von der grammatischen nicht ganz verdrängt wird, so treten ihr noch mehre andere zur Seite.[3]) Die erstgenannte Anzeige kennzeichnet besonders seine Art, eine kurze Geschichte des Problems zu geben und dann zu zeigen, was durch die neue Arbeit gewonnen ist.

Ein Bericht vom Jahre 96[4]) zeigt ihn wieder für den Zusammenhang von Schule und Wissenschaft tätig.

Inzwischen führte ihn seine bodenständige Art, in der er als Preuße und Deutscher fühlte, in Beziehungen zum Allgemeinen deutschen Sprachverein; in ihm sah er ein Stück des geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Zusammenhangs, in dem die Geschichte der neuhochdeutschen

---

[1]) Besprechung von H. Lichtenberger, Histoire de la langue allemande. A. f. d. a. 23, s. 147—150.
Besprechung von P. Merkes, Beiträge zur Lehre vom Gebrauch des infinitivus im Neuhochdeutschen auf historischer Grundlage. Ebenda s. 249—253.

[2]) Besprechung von H. Lichtenberger, Le póeme et la legende des Nibelungen. A. f. d. a. 18, s. 66—111.

[3]) Besprechung von J. Kelle, Die philosophischen Kunstausdrücke in Notkers Werken, und von J. Kelle, Die St. Galler deutschen Schriften und Notker Labeo (Abh. der k. bayer. Akad. der Wissenschaften, I. Kl., 18. Bd., 1. Abt.). G. g. a. 1889, s. 785—791.
Besprechung von R. M. Meyer, Die altgermanische Poesie. D. b. z. XI, s. 1310—1313.
Besprechung von K. Müllenhoff und W. Scherer, Denkmäler, 3. Ausgabe von E. Steinmeyer. G. g. a. 1893, s. 529—539.
Besprechung von E. Schröder, Zwei altdeutsche Rittermären. G. g. a. 1895, s. 405—416.
Besprechung von C. Kraus, Trierer Silvester und M. Roediger, Das Annolied (Deutsche Chroniken und andere Geschichtsbücher des Mittelalters, herausgeg. von der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtkunde.) Ebenda, s. 346—357.

[4]) Bericht über die Verhandlungen der germanistischen Sektion auf der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln, 1895. — 2. f. deutsche philol. 28, s. 530—534.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schriftsprache steht. Was Wilmanns damals im Sprachverein gewirkt hat, sei mit den Worten des Nachrufs gesagt, den der jüngsverstorbene Dr. Johann Ernst Wülfing ihm am 22. Februar 1911 gehalten hat: „Der Sprachverein[1]) wurde 1885 gegründet, der Bonner Zweig im Dezember 1889. Schon im folgenden Winter, am 17. Dezember 1890, hielt auf Veranlassung des damiligen ersten Vorsitzers, des Anglisten unserer Hochschule Trautmann, ihr Germanist Wilmanns einen Vortrag über „Die Wurzeln des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins in der Vergangenheit" oder — wie er ihn später bei der Veröffentlichung nannte — „Die Arbeit an der Sprache".[2]) Hier sagte Wilmanns in der Einleitung: „Wenn ich auch nicht Mitglied des Vereins bin, so habe ich doch freundnachbarliche Beziehungen zu ihm: das Gebiet, in welches mich Neigung und Beruf geführt haben, hat auch der Verein für seine Tätigkeit gewählt, und wenn mir auch nicht alles, was der Nachbar getan hat, gefällt, so freue ich mich doch seiner tüchtigen Fortschritte und bin überzeugt, daß eine gedeihliche Entwicklung der Vereins mich und alle Gleichstrebenden nur fördern kann". War dies schon eine wohltuende Anerkennung unserer Bestrebungen, so waren die Schlußworte eine gewiß berechtigte Warnung und ein herzlicher Wunsch zugleich: „Der Sprachverein hat alte Bestrebungen wieder aufgenommen; möge es ihm vergönnt sein, sie zum Segen unserer Sprache zu verfolgen. Möge er sich als ein geschickter Gärtner erweisen, daß der Sprachbaum unter seiner Pflege nicht verkümmere, sondern die natürliche Kraft in voller Freiheit und Herrlichkeit entfalte. Die Fehler und Einseitigkeiten der älteren Grammatiker liegen offen zutage; möge der Sprachverein vor ähnlichen Irrfahrten bewahrt bleiben. Hoffen darf er es nur, wenn er die Leuchte der historischen Grammatik nicht verschmäht und in liebevoll hingebendem Verkehr die Eigenart des Sprachgeistes zu erlauschen sucht, ehe er es unternimmt, ihn zu führen".

Obgleich Wilmanns auch gleich im folgenden Winter, im Februar 1892, wieder einen Vortrag im Sprachverein hielt, über Scheffels „Trompeter von Säckingen", blieb er dennoch dem Verein sonst fern. Aber wir verstehen dies Abseitsstehen und Abwarten, ob der Verein auch das Jugendkleid abzustreifen und die Heißsporne abzuschütteln verstehe, die seiner wie jeder guten Sache durch ihren Uebereifer Abtrag tun konnten. So kam es, daß Wilmanns erst im Sommer 1900 Mitglied unseres Vereins wurde, und zwar auf Veranlassung des damals neuen Gesamtvorsitzers, Geheimrats Sarrazin".

An äußeren Ehren fehlte es dem Gelehrtennicht. Von Herbst 1889 bis Herbst 1891 gehörte er als persönlich Gewählter dem akademischen Senat an. Am 18. Dezember 93 wurde ihm der Titel Geheimer Regierungsrat verliehen. Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, in deren „Gelehrtem Anzeiger" er so manche wertvolle Studie veröffentlicht hatte, ernannte ihn 94 zum Korrespondenten. Das Ordens- und Krönungsfest am 18. Januar des folgenden Jahres brachte ihm den Kronenorden dritter Klasse.

Dabei blieb ihm jeder Professorendünkel und jede Eitelkeit, auch die harmloseste, zeitlebens fern. Wie er einerseits auf seine Wissenschaft und seine Tätigkeit stolz und von schwächlicher Unterschätzung seiner selbst entfernt war, so sträubte sich anderseits die Sicherheit und Wahrhaftigkeit seines Wesens gegen allen äußeren Schein, und selbst wenn ein wirklicher Gehalt dahinter lag, vermochte er sich mit irgendwie aufdringlichen Aeußerlichkeiten nur schwer abzufinden. In einem Brief an Edward Schröder äußert er sich einmal: „Sie schreiben immer „hochverehrt" — Warum?! — Ich kann so etwas nicht mitmachen". Noch am Morgen seines Todestages sagte er, niemals wolle er einen Menschen als „hochverehrt" anreden; hoch und verehrungswürdig sei ihm Gott allein. So stehen denn vor der Erstlingsarbeit eines Schülers, an welcher der Meister besondere Freude hatte, nur die einfachen Worte: „Wilhelm Wilmanns, meinem lieben Lehrer".

Indessen nahm er alle Pflichten seiner Ehrenämter treu auf sich, auch die repräsentativen, wenn ihm auch die Tätigkeit, mit der er wirklichen Nutzen schaffen konnte, viel lieber war. Trotz aller Versenkung in die Wissenschaft und die nächsten Berufspflichten erhielt er sich nämlich einen durchaus praktischen Sinn für die Forderungen des Lebens, und wie er ihn früher in Schulfragen betätigt hatte, so stellte er ihn jetzt gerne in den Dienst der Universität, ihrer Verfassung, ihrer Or-

[1]) Ich zitiere nach dem Abdruck der „Bonner Zeitung" vom 5. März, den mir der Verstorbene für diese Biographie in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hat.

[2]) Die Arbeit an der Sprache. Vortrag, gehalten in der Ortsgruppe Bonn des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Bonner Zeitung vom 4. und 5. Dezember 1890.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganisation und ihrer Wohltätigkeitseinrichtungen. Seine Kollegen erkannten seine Gaben und wählten ihn — ehe er eigentlich an der Reihe war — für das Jahre 97/98 einhellig zum Rektor.

Das gab ein Jahr voll reicher amtlicher Arbeit. Denn der Rektor gehört auch kraft seines Amts dem Senate, der Immatrikulations-Kommission, der Kommission für Stundung der Honorare, der Oberaufsichts-Kommission für gestundete Honorare, dem Verwaltungsrate der akademischen Benefizien u. a. Ausschüssen an, und die neue Magnifizenz nahm es mit ihren Geschäften sehr genau. Die Beamten arbeiteten, trotz der sehr hohen Anforderungen, die er stellte, doch gerne unter ihm. Der Universität gehörten damals 148 Lehrpersonen und im Winter 1744, im Sommer 1975 Studierende an. Hinzu kamen Hospitanten, unter denen Sommers 19, Winters 18 Damen waren. Wilmanns, der kein Freund der Emanzipation war und sich als Dozent nur ganz allmählich an die weibliche Hörerschaft gewöhnte,[1]) erkennt in seinem Berichte sachlich an, daß „die Zulassung dieser weiblichen Gäste zu irgend welchen Mißständen an der Universität nicht geführt" habe.

Während des Jahres fanden 2 juristische, 103 medizinische und 29 philologische Promotionen statt. Die große Zahl der zweitgenannten erklärt sich aus der Bestimmung, daß von da an der medizinische Doktorhut erst nach der Staatsprüfung erworben werden konnte. Die auffallend geringe Zahl der erstgenannten fand er indessen in der „bekannten Vorliebe für den Erlanger Doktor" begründet und meinte, sie gereiche „der Bonner juristischen Fakultät zur Ehre, aber wahrlich nicht ihren Studierenden".

47 studentische Vereine gab es zu dieser Zeit an der Rheinischen alma mater, während die Hälfte der Studierenden, die keinem angehörte, keine Vertretung hatte. Die Verbindungen selbst waren in zwei etwa gleich große Lager gespalten, indem die Katholischen eine eigene Vertreterversammlung bildeten. Wie bei den getrennten Kaisersgeburtistagsfeiern, so zeigte der Rektor in der ganzen Amtsperiode beiden Gruppen gleiche Fürsorge.

Eine besondere Gelegenheit dazu bot ihm seine Freude an körperlichen Uebungen der Jugend, deren Wichtigkeit er in Uebereinstimmung mit seinem Vorgänger Seuffert und mit manchen Reformern unter deutschen Dozenten und Studenten erkannte. Die Turnhalle wurde den Bonner Universitäts-Angehörigen warm empfohlen und ihre Benutzungszeit angemessen verteilt; für die Uebungen im Freien der Arndtplatz. 1898 stieg die Zahl der regelmäßig turnenden Korporationen auf zehn, unter denen zwar die Turnerschaft im V.-C. Germania die erste Stelle einnahm, die sich aber aus allen akademischen Lagern rekrutierten. Im September 1897 hatte sich der neue Rektor — schon vor Amtsantritt — in Altona von der Hauptversammlung des „Zentral-Ausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele" in einen Ausschuß mit hineinwählen lassen, der die Spielbewegung an deutschen Hochschulen fördern sollte. Dieser Ausschuß stellte Leitsätze auf, die im wesentlichen auf den Bonner Einrichtungen fußten; er setzte sich deren Durchführung an allen deutschen Hochschulen zum Ziele. Durch den Zentralausschuß ließ er den Kultisminister bitten, daß er den Universitäten anempfehle, auch ihrerseits den Studenten die Pflege der Volks- und Jugendspiele ans Herz zu legen, und brachte es dahin, daß bei dem dritten Kongreß des Zentralausschusses die turnenden Studentenvereine bereits eine bedeutende Rolle spielten. — Verheißungsvolle Ansätze, deren Verlauf zwar um die Jahrhundertwende wieder abebbte, aber im letzten Jahrzehnt sich durch freistudentische und verwandte Reformbestrebungen wieder neu gehoben hat.

Sorgen bereiteten dem treuen Vater seiner Hochschule die Strafen, die nötig wurden. Es waren 34 im Jahre, darunter dreizehnmal die Unterschrift des consilium abeundi und dreimal das consilium selbst. Als Grund erscheint gelegentlich leichtsinniges Schuldenmachen und fahrlässige Körperverletzung, hauptsächlich aber Gewalttätigkeit, wie Widerstandsleistung, Sachbeschädigung, Verstoß gegen akademische Sitte und Ordnung, Zweikampf. Diesem gegenüber greift er streng durch: Wie[1]) die Ehrenkränkungen setzen die Gesetze und Vorschriften für die Studierenden auch den Zweikampf unter Strafe, und die Universitätsbehörde darf und wird ihn nicht ungeahndet lassen, wenn auch weitverbreitete Sitte ihn schützen und eine gewisse Rücksicht gestatten mag. Insbesondere werden wir zu verhüten suchen, daß die schwereren Formen des Zweikampfs mit Säbel oder Pistole unter den Studierenden Mode werden und dadurch die Kluft zwischen Gesetz und Sitte

[1]) Er ließ z. B. gerne eine von ihnen, das Walthersche „die wip gelîchent uns ze sêre" übersetzen und freute sich, wenn sie die Stelle nicht gleich verstand. Wenn die Musik der 160er vorbeizog, pausierte er; als dabei eine übereifrige Studentin zum Fenster sprang, um es zu schliessen, meinte er: „Lassen Sie nur; oder wollen Sie gerne nach den Soldaten sehen?" Auch die Geschichte von dem Professor, der der schlecht vorbereiteten Studentin den Rat gibt: „Entweder präparieren oder heiraten!", wird nicht unwahrscheinlich ihm in den Mund gelegt. — Übrigens haben sie durch ihre große Strebsamkeit mit der Zeit seine herzliche Anerkennung erworben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich noch erweitere. Dies leichtfertige Spiel mit dem Menschenleben hat auf unsere Nachsicht ebensowenig zu rechnen, wie unwürdige Prügeleien und der gefährliche Gebrauch des Knüppels". Die Gemaßregelten zerfielen dem Lehrfache nach in 5 Angehörige der medizinischen, 7 der juristischen und 22 der philosophischen Fakultät. Deren hohe Zahl entlockt ihm harte Worte: „In[1]) dieser Fakultät müssen alle inskribiert werden, die, ohne ein Zeugnis der Reife erworben zu haben, doch zur Aufnahme in die Universität berechtigt sind. Gerade in diesen Kreisen scheint die traurige Anschauung noch verbreitet, daß zügelloses und wüstes Leben den wahren Studenten mache. Man möchte wünschen, daß ihnen die Ehre der Immatrikulation überhaupt versagt würde, wenn nicht unter ihnen die Zahl der Gerechten viel größer wäre, als die der Ungerechten".

In allen Punkten hielt er darauf, daß die Gesetze, wie sie bestanden, auch geachtet wurden, und scheute auch bei Gelegenheit eine Kontrolle der Studierenden durch den Pedell nicht, wenn er etwa längere unerlaubte Entfernung von der Hochschulstadt argwöhnte. Doch konnte er auch recht milde sein: einer hat es mir selbst erzählt, wie er sich „in die Löwenhöhle des so schrecklich geschilderten Gewaltigen wagte", „ihm von daheim, vielen Geschwistern, kleinem Zuschuß und anderseits von einem in auswärtiger Hauslehrerstelle zu erwartenden Goldsegen erzählte" und die Erlaubnis zur vorzeitigen Abreise mit vielen freundlichen Wünschen bekam.

Bedeutungsvoll waren die Immatrikulationsreden des Meisters, die alle fast wörtlich in der Kölnischen Zeitung abgedruckt sind. Der damalige Chefredakteur der Kölnischen, Dr. August Schmits, eine journalistische Autorität ersten Ranges, nannte sie einmal „Parolen". Leider ist hier nicht der Raum, sie alle abzudrucken; ich hoffe, es bald an anderer Stelle nachholen zu können. Gleich die erste, an die „Füxe" gerichtete, wurde als Ereignis bemerkt. Ihr reihte sich am 6. November die vor dem Erbgroßherzoge von Sachsen-Weimar und dem Erbprinzen von Wied gehaltene an; die Prinzen wurden — abweichend von der bisherigen Sitte — mit anderen Studenten gemeinsam immatrikuliert. Im Sommersemester sprach Wilmanns am 22. April über: „Bonna solum felix et asylum mite fuisti Semper et externi te reperere suam". Am 23. entwickelte er geradezu ein Lebensprogramm, als zum erstenmal die stattliche Zahl von 170 aufgenommen und statt des Senatssaales die große Aula gewählt wurde. Die nächsten drei handelten von der akademischen Disziplin, von Ehre und Zweikampf und von Leibesübungen. Zusammen stellen all diese Reden ein Studentenbrevier dar, das seine Geltung auch heute hat und noch lange behalten wird, und zeigen den Studentenfreund, der selbst seine Musenzeit wenig hatte genießen können, als den Verfechter eines neuen Ideales, wie es erst nach dieser Zeit auf Deutschlands hohen Schulen aus der Jugend heraus angebahnt wird.

Im ganzen nennt Wilmanns am Ende seine Amtszeit ein ruhiges, friedliches Jahr. Einige Ereignisse will ich noch erwähnen. Bei dem Rektoratwechsel am 18. Oktober hielt er eine Rede über die „Geschichte der deutschen Sprachgenossenschaft". Zu Mommsens achtzigstem Geburtstage, dem 30. November, erfolgte eine herzliche Adresse mit zartsinnigen geschichtlichen Anspielungen. Der evangelisch-theologischen Fakultät wurde ein Grundstück am Ende der Humboldtstraße zum Bau eines neuen Stiftshauses vom Senate zur Verfügung gestellt, darauf eine Summe von 45000 Mark aus Universitätsmitteln bewilligt. Die glänzenden Berichte ans Ministerium, durch die Magnifizenz sich namentlich hervortat, kamen besonders dem längst geplanten und allseitig für unbedingt notwendig erachteten Umbau des Universitäts-Gebäudes zugute. Dem Ausschuß für die Errichtung eines Simrock-Denkmals bewilligte der Senat im Mai den erbetenen Platz im Hofgarten gegenüber dem Stockentor. Aus Anlaß des zehnjährigen Regierungs-Jubiläums erhielt Wilmanns am 15. Juni den Roten Adler-Orden dritter Klasse mit der Schleife. Für die sich mehrenden studentischen Radler wurde ein besonderer Unterstellraum hergegeben. Auf Grund des Verfügung über die Testate verordnete der Senat eine Strafgebühr von drei Mark gegen die Studierenden, welche die Vorschriften nicht beachteten.

Die Gedächtnisfeier zu Ehren Friedrich Wilhelms III., des Stifters der Universität — am 3. August — stand unter dem Eindrucke des großen Ereignisses, von dem die Welt einige Tage zuvor erschüttert worden war: Bismarck war gestorben. Der Rektor sandte an den Sohn folgenden Gruß: „Trauernd richtet ein ganzes Volk seinen Blick zu der Bahre, auf der der beste deutsche Mann ruht, und drängt heran, sich in seinem Schmerze mit denen zu vereinen, die dem Entschlafenen die nächsten gewesen sind. Tausende und Abertausende verlangt es, dem tapferen Führer, dem Troste

[1]) Rede bei Übergabe des Rektorats am 18. Oktober 1898.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in der Not noch eine letzte Ehre zu erweisen. Ew. Durchlaucht werden diese Zeichen treuer Liebe, Dankbarkeit und Verehrung nicht zurückweisen wollen und auch der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität die Gunst nicht versagen, daß ihr bescheidener Kranz an der Gruft des teuren Mannes niedergelegt werde".

Vom 6.—8. Oktober tagte in Berlin eine preußische Rektoren-Konferenz. Den Beschluß des Jahres machte ein anderes Beileidsschreiben, an den Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten von Braunschweig, beim Tode seiner Gemahlin (11. Oktober) und die Uebergabe der Würde an den neuen Inhaber, bei der Wilmanns dankbar seines Vorgängers und warmherzig der Toten gedachte.

Er selbst hat das Jahr ein verlornes genannt, aber wir können ihm nicht zustimmen. Freilich war seine schriftstellerische Produktion in diesem Zeitraume klein.[1]) Aber der große Segen, den er durch gute Verwaltung der Hochschule gestiftet hatte, der reiche Gewinn durch den intensiveren Verkehr mit der Jugend, das Ausruhen von der einseitig anstrengenden Facharbeit und die vielen neuen Anregungen wogen doch manchen Nachteil auf. Zudem stieg gerade von da an wieder der Besuch der Hochschule ganz bedeutend, und auch das gab dem Meister neuen Schaffensmut.

Die gesammelten praktischen Erfahrungen verwertete er zunächst, indem er sich an Gründung und Ausbau einer Hilfskasse für Hinterbliebene von Universitäts-Angehörigen lebhaft beteiligte, nicht nur während seines Rektorats. Sie trat am 1. Juli 1899 ins Leben. Weiter erkannte er, daß bei der Teilung nach Fakultäten der „philosophische" Dekan entschieden überlastet sei, und verhalf aus dieser Erkenntnis dem Vorschlage zum praktischen Durchbruche, daß seit Herbst 1901 an der Kommission für Stundung der Honorare nicht mehr dieser Dekan teilnehmen sollte, sondern je ein Vertreter der sprachlich-historischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. Herbst 03 wurde er selbst in diese Kommission gewählt. Vier Jahre später berief man ihn auch nochmals als Zugewählten in den Senat.

An der Weimarer Goethe-Ausgabe hätte er sich gerne beteiligt, doch kam er nicht dazu. Ebenso ging es ihm mit der Weimarischen Luther-Ausgabe, der er stets lebendiges Interesse entgegenbrachte. An die Besprechung von deren Bibelausgabe[2]) seien die anderer literar-historischer Werke[3]) angereiht, sowie einige eigene Aufsätze[4]) von 01, 07 und 08 aus diesem Fachgebiete.

Insbesondere ließen ihn die größeren Probleme, die er einmal angefaßt hatte, nicht wieder los, und mit Vorliebe benutzte er die Gelegenheit, von Zeit zu Zeit öffentlich Stellung zu nehmen zum Gange der Forschung über die Fragen, mit denen er sich selbst eingehender beschäftigte.

Zum Walther gab er noch eine Besprechung der neuesten Lachmann-Ausgabe[5]) und eine zweite Auflage seiner eigenen Textausgabe.[6]) Doch war damit sein letztes Wort über die Geschichte unserer Lyrik nicht gesprochen. Mit dem Verlage verabredete er eine dritte Waltherausgabe, die in einem zweiten Bande die Untersuchungen enthalten sollte.

Zum Nibelungenliede wieder das Wort zu ergreifen, dazu veranlaßte ihn Pauls[7]) erneuter Versuch, die Thidreksaga aus dem Nibelungenliede abzuleiten. So schrieb er denn 03 seine Studien zu dieser Frage nieder:[8]) „Die Fragen, die auf den folgenden Blättern behandelt werden, haben mich schon in jungen Jahren beschäftigt; immer wieder bin ich gerne zu ihnen zurückgekehrt,

---

[1]) Besprechung von F. A. Mayer und H. Rietsch, Die Mondsee Wiener Liederhandschrift und der Mönch von Salzburg. Eine Untersuchung zur Literatur- und Musikgeschichte nebst den zugehörigen Texten aus der Handschrift und mit Anmerkungen. A. f. d. a. 24, s. 155—167.
Besprechung von E. Kettner, Die österreichische Nibelungendichrung. G. g. a. 1898, s. 19—36.
Besprechung von O. Behaghel, Die Syntax des Heliand. Ebenda, s. 966—974.
Besprechung von E. Maurmann, Grammatik der Mundart von Mülheim an der Ruhr. D. b. z. XIX, 1756—1757.

[2]) Besprechung von Dr. Martin Luthers Werke, Kritische Gesamtausgabe. 10 Bände. 3. Abteilung. 32 Bände. Die deutsche Bibel, Band 1. A. f. d. a. 31, s. 25—32.

[3]) Besprechung von E. Lemke, Textkritische Untersuchungen zu den Liedern Heinrichs von Morungen und von O. Rößner. Untersuchungen zu Heinrich von Morungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Minnesangs. A. f. d. a. 25, s. 340—348.
Besprechung von A. Schönbach, Die Anfänge des Minnesangs. G. g. a. 1900, 829—832.

[4]) Besprechung von E. Martin, Kudrun, herausgeg. und erklärt, 2. Auflage. 6 Bände, s. 785—790.
Alexander und Candace. Z. f. d. a. 45, 229—244. Alexanderroman und Lanzelet. Ebenda, s. 245—248. Zu Walther 8, s. 28. Ebenda, s. 427 bis 438.
Parzifal 399, 1. Z. f. d. a. 49, s. 467—468.
Zum Alexanderlied (Vor. vs. 1401 ff. vs. 1421 f.). Ebenda, s. 468.
Zum Rolands- und Alexanderlied. Z. f. d. a. 50, s. 137—145.

[5]) Besprechung von K. Lachmann, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. 7. Ausgabe besorgt von C. Kraus. A. f. d. a. 33, s. 237—238.

[6]) Walther von der Vogelweide, Textausgabe von W. Wilmanns. 2. Ausgabe. Sammlung germanistischer Hilfsmittel für den praktischen Schulzweck V. Halle, Verlag des Waisenhauses. 1905.

[7]) Die Thidreksaga und das Nibelungenlied. Sizungsber. der phil. u. hist. Kl. d. Kgl. bair. Ak. d. Wiss., 1900. Heft III..

[8]) Der Untergang der Nibelungen in alter Sage und Dichtung. Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil. histor. kl. Neue Folge, Band VII, Nr. 2. 1903.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und so wird es auch wohl in Zukunft bleiben. Denn die Hoffnung, sie zu einem befriedigenden Abschlusse geführt zu sehen, hege ich nicht; aber ich freue mich der konvergierenden Fortschritte, die auch auf diesem Gebiete deutlich wahrzunehmen sind, und werde zufrieden sein, wenn ich fördernd teilgenommen habe an einer Arbeit, für die schon Goethe eine Zeit von Jahrhunderten voraussah. Ziel und Methode der Untersuchung sind dieselben wie früher. Durch Prüfung des Zusammenhangs und der in einzelnen Strophen und längeren Abschnitten hervortretenden dichterischen Absichten suche ich in die Geschichte der Sage und Dichtung einzudringen, aus der allein das Verständnis des überlieferten Werkes gewonnen werden kann". Als sicheres Ergebnis seiner Arbeit hofft er anerkannt zu sehen, daß Saga und Epos auf eine Dichtung als gemeinsame Quelle zurückgehen. „Ihren Inhalt hat der nordische Erzähler im ganzen treu bewahrt; ein deutscher Dichter hat sie gegen Ende des zwölften Jahrhunderts neu geschaffen und geformt, ein jüngerer Bearbeiter gekannt und benutzt". Seine Arbeit an den Nibelungen krönt vier Jahre später die ausführliche Besprechung von Boers Untersuchungen.[1]) „Möglichst ohne Vorurteil das Ueberlieferte zu erklären", muß nach seiner Ansicht das Hauptziel der Forschung bleiben. In dem Ueberlieferten lassen sich zwar verschiedene Schichten von Sage und Dichtung erkennen, aber nicht knappe Einzellieder in Lachmannschem Sinne, und es ist uns nicht mehr möglich, die Schichten der Dichtung in ihrer älteren Gestalt auseinanderzulegen. Aus einer Siegfriedsage und einer Nibelungendichtung ist unser Epos entstanden, auch die letztere ein mythisches Gebilde, nur nachträglich von geschichtlichen Ereignissen beeinflußt. In ähnlicher Weise hatten sich mit der Zeit seine Ansichten über die Kudrun aus- oder umgestaltet. Er legt das in seiner Rezension des Panzerschen Buches[2]) dar, in der er sich auch gegen die Rolle ausspricht, die man heute dem Märchen in der Geschichte unserer Dichtung zuerteilt. Er sah die großen Volksepen auch weiter als das Ergebnis einer allmählichen Entwicklung an, verzichtete jedoch darauf, Einzellieder aus ihnen loszulösen und das Beste immer nur einer möglichst alten Zeit zuzuschreiben.

Von grammatischen Studien haben wir noch einen eigenen Aufsatz[3]) aus dem Jahre 1907 und mehre Rezensionen.[4]) Zur Mundart hatte er im Leben kein engeres Verhältnis; auch seine wissenschaftliche Entwicklung leitete ihn zunächst nicht auf die Bedeutung der mundartlichen Studien. Später erkannte er jedoch, im Zusammenhange mit seiner Arbeit für den Allgemeinen deutschen Sprachverein, ihre Wichtigkeit. 1905 hielt er diesem in Duisburg einen Festvortrag über „Schriftsprache und Mundart".[5]) In der knappen und lichtvollen Art, die ihm eigen war, gab er einen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung unserer Schriftsprache und über die gleichzeitige Verkümmerung der Mundarten, schilderte dann den jetzigen Stand beider und rief auf zu der dringend notwendigen Erforschung der Mundarten und zur Festlegung ihres unermeßlichen Sprachschatzes. Und dann schloß er mit den Worten: „Der Sprachverein vor allem möge seine Teilnahme diesen Arbeiten nicht versagen; um so herrlicher wird er gedeihen, um so ersprießlicher wirken, je mehr er sich in freiem Geiste die Pflege des ganzen Gebietes angelegen sein läßt, auf daß er durch den Namen eines Allgemeinen Deutschen Sprachvereins Anspruch hat". Sein volles Verständnis für diesen Zweig der grammatischen Forschung zeigte er auch in der letzten Rezension, die wir von ihm besitzen.[6]) Von Wilmanns und dem Sprachverein aber möchte ich Ernst Wülfing weiter erzählen lassen lassen: „Nachdem er dann im Jahre 1903 auch zum Mitglied des Gesamtvorstandes gewählt worden war, wurde er hier in Bonn an Stelle von Schulrat Schunck zum stellvertretenden Vorsitzer gewählt. — Als Mitglied des Gesemtvorstandes hat Wilmanns an fast allen zu Berlin im strengsten Winter stattfindenden Sitzungen teilgenommen, ebenso an den Hauptversammlungen zu Duisburg 1905 und zu Freiburg 1907. In Duisburg hat er den Festvortrag gehalten, über „Mundart und Schriftsprache"; im Zusammenhang damit steht, daß der Gesamt-

---

[1]) Beschreibung von R. C. Boer, Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Nibelungensage. 1. Band. Ebenda, s. 77—102.

[2]) Besprechung von F. Panzer, Hilde-Gudrun. G. g. a. 1902, s. 767—785.

[3]) Zur althochdeutschen Deklination und Wortbildung. Prager deutsche Studien VIII, s. 139—146.

[4]) Besprechung von M. H. Jellinek, Ein Kapitel aus der Geschichte der deutschen Grammatik (aus Abhandlungen zur germanischen Philologie. Festausgabe für R. Heinzel), A. f. d. a. 26, s. 253—255.

Besprechung von Erdmann-Mensing, Deutsche Syntax, 2. Abteilung. D. l. z. XX, s. 16—18.

Besprechung von A. Polzin, Studien zur Geschichte des Deminutionms im Deutschen. A. f. d. a. 29, s. 179—181.

Besprechung von A. B. Ölberg, Über die hochdeutsche Passivumschreibung mit sein und werden, historische Darstellung. A. f. d. a. 32, s. 102.

[5]) Mundart und Schriftsprache, Vortrag in der öffentlichen Festsitzung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins zu Duisburg am 13. Juni 1905, gehalten von Prof. Dr. W. Wilmanns in Bonn. Wissenschaftliche Beihefte z. Z. des Allg. deutschen Sprachvereins. 4. Reihe, Heft 27.

[6]) Besprechung von deutsche Dialektgeographie. Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches, herausgeg. von F. Wrede. Heft I: J. Rämisch, Studien zur niederrheinischen Dialektgeographie. — F. Wrede, Die diminutiva im Deutschen. — Heft II: E. Leihener, Cronenberger Wörterbuch (mit ortsgeschichtlicher, grammatischer und dialektgeographischer Einleitung). D. l. z. XXX, 1696—1704.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorstand damals die „Zeitschrift für deutsche Mundarten“ übernahm. — Seit 1905 gehörte er dem Ausschusse an, der die in der Sprachvereinszeitschrift zu veröffentlichenden „Sätze zur Schärfung des Sprachgefühls“ prüft; auch ist er Mitglied des Prüfungsausschusses für die Preisarbeiten über „Die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache“ gewesen und hat als solches in zeitraubender Arbeit dem Verein einen großen Dienst erwiesen; waren doch nicht weniger als zwanzig zum Teil sehr umfangreiche Arbeiten zu prüfen. — Seit seinem Eintritt in den Vorstand unseres Bonner Zweigvereins ist Wilmanns einer der fleißigsten Besucher unserer Sitzungen und Versammlungen gewesen; es sind nur wenige, in denen er gefehlt hat. Gleich in einer der ersten Sitzungen, an denen er teilnahm, beantragte er eine Schillerfeier, die dann auch von uns zusammen mit dem Schulverein und dem Alldeutschen Verband abgehalten und auch zu volkstümlichen Preisen wiederholt wurde. Am 20. Februar 1902 hielt uns Wilmanns einen Vortrag über Karl Simrock, am 8. April 1904 einen über Aussprache und Bezeichnung der E-Laute, am 2. Dezember desselben Jahres einen über Bedeutung und Ursprung von Wörtern, durch die wir Zeiträume und Zeitpunkte bezeichnen, über Tag, Nacht, Monat, Winter, Sommer, Jahr usw., insbesondere über die Namen der Wochentage, die so weite und lohnende Ausblicke auf die Sittengeschichte gestatten.

Im Jahre 1903 beantragte Wilmanns, es möchten regelmäßige Monatsversammlungen abgehalten werden, an denen sprachwissenschaftliche Erörterungen gepflogen und u. a. auch Fragen aus Mitgliederkreisen beantwortet werden sollten. Der Antrag wurde angenommen, aber leider kam es der widrigen Verhältnisse wegen nur zu einem einzigen solchen Abend, an dem der Antragsteller selbst die Bedeutungsentwicklung von „deutsch“ erklärte. Schade, es war eine Anregung, die uns allen so nach dem Herzen war und die so recht davon zeugte, wie Wilmanns sich mit den Bestrebungen des Vereins immer mehr befreundet hatte und sie nun auf jede Weise zu fördern suchte; hatte er doch in all den Jahren gesehen und erfahren, daß die Leiter und Führer des Vereins sich in der Fremdwortfrage streng an den Wahlspruch hielten, der das Fremdwort nur da zu verdrängen sucht, wo es deutsch gut ausgedrückt werden kann, und daß sie sich auch in der übrigen vielseitigen Arbeit für der Muttersprache Schönheit und Richtigkeit als „geschickte Gärtner“ erwiesen, wie er es ihnen vor Jahren gewünscht hatte. Gerne und freudig erkannte er die Verdienste der Männer an, die die Hauptarbeit im Vereine leisten, aber wohl hatte auch er — und hatten andere Deutschmeister an deutschen Hochschulen wie er — erkannt, daß gerade sie auch ihre Dienste der guten Sache widmen müßten, wenn sie gedeihen und weithin wirken sollte; und das danken wir ihm und ihnen allen aus vollem Herzen“.

Den wesentlichen Inhalt seines Schaffens aber bildete, wie gezeigt, die große Grammatik. Zunächst benötigte sich eine Neuauflage des zweiten Bandes, und sie konnte gleich nach dem Rektoratsjahr erscheinen.[1]) Noch durch manch anderen Umstand des inneren und äußeren Lebens verzögerte sich der dritte Band. Schon mochten wohl Zweifel laut werden, ob er überhaupt erscheinen werde, da kam 1906 der erste Teil dieses Bandes[2]) heraus. Die Hoffnung, die der Verfasser dabei aussprach, daß der zweite Teil in nicht zu langer Zeit nachfolgen werde, erfüllte sich drei Jahre nachher.[3]) Wie in der „Wortbildung“, so sah er es auch in der „Flexion“ als seine Aufgabe an, „nicht nur die Geschichte der Formen, sondern auch ihres Gebrauches zu verfolgen, also einen Teil dessen zu behandeln, was gewöhnlich der Syntax zugewiesen wird“. Daß dies Verfahren zweckmäßig sei, hoffte er im vierten Bande zu erweisen. Dieser sollte diejenigen Kapitel der Syntax bringen, die nicht schon in die früheren Bände hineingearbeitet waren. Als Schlußband endlich war eine Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache geplant, in welcher der Stoff deutlicher im ganzen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Zusammenhang erschienen wäre. Doch machte sich schon das Bedürfnis nach einer dritten Auflage des ersten Bandes fühlbar, und das Manuscript dazu führte der Gelehrte vollständig durch. Auch eine Bearbeitung des zweiten Teils war, eine des dritten wurde schon damals nötig.

Wie hierin, so führte er auch in der Rechtschreibereform die einmal begonnene Arbeit treu durch. Viele waren, wie gesagt, mit der Puttkamerschen Regelung nicht zufrieden. Sie hatten sich an den gemeingültigen Schreibgebrauch ihrer Zeit gewöhnt und hielten an ihm fest, sei es aus eige-

[1]) Deutsche Grammatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch. Deutsch von W. Wilmanns. 2. Abteilung: Wortbildung. 2. Auflage: Straßburg, Trübner. 1899.

[2]) Deutsche Grammatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch von W. Wilmanns. 3. Abteilung: Flexion. 1. Hälfte: Verbum. Straßburg, Trübner 1906.

[3]) Deutsche Grammatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch von W. Wilmanns. 3. Abteilung: Flexion. 2. Hälfte: Nomen und pronomen. Straßburg, Trübner 1909.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ner Neigung, sei es unter dem Zwange der Verhältnisse, wie er namentlich für die Beamten durch den bekannten Erlaß des Reichskanzlers aus dem Jahre 1880 herbeigeführt war. Je mehr ein abweichender Schreibgebrauch aus der Schule ins Leben drang, um so wünschenswerter mußte er diesen Beamten sein, in einem anerkannten Werk einen festen Halt für den ihnen auferlegten Gebrauch zu finden. Der Gedanke, diesen Halt in dem Bürgerlichen Gesetzbuche zu suchen, lag in der Tat nicht fern. Die Behörden haben ihre Beamten nicht gerade in diese Bahn gewiesen, doch erfolgten einige Kundgebungen, welche es ihnen nahe legten, sie zu beschreiten. Schon im August 1897 wurde im Amtsblatt des Reichspostamts (Nr. 48) das Bürgerliche Gesetzbuch als ein Vorbild für die Reinheit der deutschen Sprache hingestellt, und zwei Jahre später, in Nr. 31 des Amtsblattes von 1899, wurde ausdrücklich bemerkt, daß bei der neuen Ausgabe des Abschnitts I der Allgemeinen Dienstanweisung für Post und Telegraphie für die Rechtschreibung der Text des Bürgerlichen Gesetzbuches zum Muster genommen sei. Selbstverständlich sahen die Beamten darin einen Fingerzeig, wie sie sich selbst zu verhalten hätten, und alsbald fanden sich unter ihnen Männer, welche die Regeln, die sie von der Schreibweise und Sprache des B. G. abstrahiert hatten, ihren Amtsgenossen zum bequemen praktischen Gebrauch zurichteten. Eine kurze Zusammenfassung der Art veröffentlichte im Archiv für Post und Telegraphie der Geheime exped. Sekretär Nöther, ein umfänglicheres Werk gab bald nachher der Oberpostassistent O. Nitschke heraus: „Alphabetisches Wörterverzeichnis für die Rechtschreibung bei der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung". Nitschke spricht im Vorwort offen die Ansicht aus, daß, wenn die Behörde auch nicht gerade eine Anordnung, einen Befehl erlassen habe, die Rechtschreibung des B. G. im amtlichen Verkehr anzuwenden, sie doch zweifellos zu erkennen gegeben habe, daß es ihr Wunsch sei, Wie sehr seine Amtsgenossen diese Ansicht teilten, zeigte die Verbreitung, die sein Werk in kurzer Zeit unter ihnen fand. Auch in der Presse wurde vielfach der Gedanke laut, die in dem B. G. beobachtete Schreibweise zur allgemein verbindlichen Norm zu machen und dadurch der Unsicherheit und Mannigfaltigkeit des Schreibgebrauchs ein für allemal ein Ziel zu setzen. Da berief 1900 der preußische Kultusminister eine neue Konferenz nach Berlin. Unter den zehn Mitgliedern war auch Wilmanns. Gewaltiger Widerstand wurde hier umfassenden Vereinfachungen entgegengesetzt. Die meisten Teilnehmer trugen Bedenken, eine größere Aenderung der Schulorthographie zu beantragen, um die errungene Einheit nicht zu gefährden, und hielten die Reform in den engsten Grenzen. Wilmanns wurde dann noch persönlich aufgefordert, ein Gutachten auszuarbeiten. Im Juli 01 konnte er es vorlegen.[1]) In musterhafter Ruhe und Klarheit weist er den Versuch zurück, auf Grund der Zufallsorthographie des Bürgerlichen Gesetzbuches die deutsche Rechtschreibung wieder um einige Schritte rückwärts zu kommandieren. Er gibt zu, daß dieser Gedanke etwas Bestechendes hat; aber wer ihn genau erwägt, muß einsehen, daß die Schreibweise des B. G. einmal willkürlich, zum andern veraltet ist. Er selbst macht eine Reihe konkreter Vorschläge. Das th soll völlig abgeschafft werden in deutschen Wörtern: Tal, Tat, Tor, Tran, Träne, Tür. Die durchgängige Schreibung - ier und - ieren soll bleiben. In Fremdwörtern soll noch ph, th und ch erhalten bleiben, aber c durch k und z, je nach der Aussprache, ersetzt werden (das letzte eine süddeutsche Forderung). Die adverbiell gebrauchten Genitive von Wörtern wie Morgen klein zu schreiben, scheint ihm wünschenswert, aber nicht wesentlich. Er verlangt beim Zusammentreffen von sch und st die vollen Formen wieder: wäschst, charakteristischste. Die gleichmäßige Schreibung gib, gibst, gibt wie fing, ging, hing empfiehlt er, obwohl theoretisch verfehlt, doch um des praktischen Erfolgs willen. Hinsichtlich der Silbentrennung legt er nur Wert darauf, daß st ungetrennt bleibt. In den Fragen der großen und kleinen Anfangsbuchstaben, der zusammengesetzten Wörter und der ins stilistische Gebiet ragenden enthält er sich des Urteils und warnt vor Schulmeisterei des lebendigen, fließenden Sprachlebens. Seine Vorschläge sind, wie wir sehen können, meist in dem amtlichen „Duden" zur Geltung gekommen. Was er erreicht hat, ist nichts Vollendetes, aber ein erheblicher Fortschritt, und zwar ein sich in der Richtung des modernen Empfindens bewegender, sodaß ein Rückschlag höchst unwahrscheinlich ist. Es herrscht ja, auch unter den Gebildeten, heute noch mancherlei Wirrnis im Schreibgebrauche, besonders in den Gebieten, die Wilmanns minder beachtet hat, aber auf dem Erreichten kann die kommende Generation sicher weiter bauen.

Wie er in diesen Dingen die Arbeit des Vereins Schriftreform, seiner Zeitschrift und seiner

[1]) Gutachten des Prof. G. R. R. Dr. W. Wilmanns in Bonn vom 16. Juli 1900: Was soll geschehen, um die deutsche Rechtschreibung zu größerer Einheit zu führen? (Druck des Kultusministeriums.) 1900.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leiter Professor Kewitsch-Freiburg und A. Windeck-Cöln-Kalk, mit lebhaftem Anteile verfolgte, so unterstützte er auch gerne deren Bemühungen um die Altschrift. Er unterschrieb die von ihnen 1911 in die Wege geleitete und begründete Petition an den Reichstag, die den Kampf auf der ganzen Linie hat entbrennen lassen, und sorgte auch, daß andere Professoren der Universität Bonn sich an dieser Eingabe beteiligten.

Wenn er so in wissenschaftlichen wie aktuellen Fragen auch den Kampf nicht scheute, so fand er doch noch mehr Anerkennung als Gegnerschaft. Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ernannte ihn 1901 zu ihrem auswärtigen Mitgliede. Er selbst hat diese Zugehörigkeit lebendig empfunden, und da ihn die späteren Lebensjahre öfter nach Göttingen zu nahen Verwandten führten, so konnten sich mehre dortige Mitglieder auch seiner wissenschaftlichen Aussprache und des Eindrucks seiner energischen, jugendfrischen Persönlichkeit hin und wieder erfreuen. Am 5. Juli 06 wählte ihn die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zum korrespondierenden Mitgliede der philosophisch-historischen Klasse. Ein halbes Jahr darauf wurde er durch den Kronen-Orden zweiter Klasse ausgezeichnet. Und anderseits strömten immer reichere Scharen von Studenten nach Bonn in seine Hörsäle, seine Uebungen, und die meisten von ihnen sprangen dann nicht wieder ab zu andern Fächern oder Spezialfächern, sondern blieben bei ihm und arbeiteten unter seiner Leitung, bis die Stunde schlug, wo der Weg hinaus ins Leben angetreten werden sollte. Er aber war in einem merkwürdigen Zwiespalte der Gefühle: bisweilen freute er sich, daß er die Saat seiner Forschung und Lehre so vielen mitteilen konnte, häufiger aber bedauerte er's, daß unter dem extensiven Lehrbetriebe der intensive leide, daß die persönliche Fühlung mit dem einzelnen Studenten mehr und mehr verloren zu gehen drohe. Zu den eigenen wissenschaftlichen Arbeiten kam er durch die riesenhaft anwachsende Prüf-Arbeit im Semester kaum noch; er mußte die Ferien dazu benutzen und auf seine Erholungsreisen verzichten. 03 hatte sich Schultz als Fachgenosse habilitiert, o7 war Drescher weggegangen. Seit Jahren wirkte Litzmann schon in der Prüfungs-Kommission mit, seit 08 auch Schultz. Im selben Jahre erhielt Enders die venia legendi.

Besonders fühlbar machte sich die Ueberfüllung der Deutschphilologie im Seminar. Ostern 07 klagt Wilmanns in der Chronik: „Das germanistische Seminar befindet sich in übler Lage. Die Mittel zur Unterhaltung und angemessenen Vermehrung der Bibliothek sind schon seit Jahren, besonders seitdem eine besondere Abteilung für die Pflege der neueren Literatur eingerichtet ist, durchaus unzureichend, das Arbeitszimmer bietet für die stark angewachsene Zahl von Mitgliedern nicht genügend Raum: für die Uebungen ist es wegen des Straßenlärms überhaupt unbenutzbar. Dem Mangel an Geldmitteln kam der Herr Minister durch einen außerordentlichen Zuschuß von 300 Mark zu Hilfe". Ostern 1908: „Die äußeren Verhältnisse des germanistischen Seminars haben sich leider in keiner Weise gebessert. Die Dotierung ist unzureichend, der Raum zu klein und wegen des Straßenlärms kaum zu benutzen; dagegen der Andrang der Studierenden so groß, daß ihren Wünschen nur zum Teil entsprochen werden kann". 09 kehren dieselben Klagen wieder; nur durch freiwillige Spenden der Seminarmitglieder war es ermöglicht worden, wichtige Werke aus der Bücherei des verstorbenen Sprachforschers Aufrecht zu erwerben. Es mußte dann noch ein Unterschied zwischen ordentlichen Mitgliedern und Hospitanten durchgeführt werden. Das Proseminar war seit 01 noch dadurch mehr belastet, daß auch den inskribierten Lehrerinnen der Zutritt gestattet war; seine Uebungen mußte zeitweilig in zwei Gruppen gehalten werden, denn es meldeten sich sogar Sommers über 70! Daß Wilmanns bei solchen Zahlen mit den bescheidensten Mitteln haushalten mußte, auch daraus geht hervor, daß er es selbst da, wo es sich nicht um persönliche Vorteile handelte, in seiner Geradheit verschmähte, auf irgend welchen Umwegen auch noch so berechtigte Zwecke zu erreichen; ein Zug, der so recht zu seiner sonstigen Selbstlosigkeit paßte, wie sie sich auch in der Nichtempfehlung seiner eigenen Werke wohltuend äußerte. Dies Haushalten war außerdem nur möglich bei der Strenge und Ordnung, die der erste Direktor walten ließ. Jedes Buch mußte am Platze sein, keins durfte mit nach Hause genommen werden — das sind eigentlich selbstverständliche Vorschriften in einer Handbibliothek; aber sie wurden auch unbedingt durchgeführt und befolgt, während es in andern Seminaren häufig trostlos mit dem greifbaren Bücherbestande aussah und eins sogar eines schönen Tages wegen ruinierten Bücherbestandes geschlossen werden mußte.

In seinen Vorlesungen behandelte der Gelehrte außer den im ganzen Leben gepflegten Themen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seit 03 noch besonders — im Konnex mit seiner Nibelungenarbeit — das Altnordische und die Völsungasaga. Manche seiner Kollegen haben es bedauert, nicht sein Schüler gewesen zu sein oder einmal später sein Kolleg besucht zu haben. Er kümmerte sich auch damals, als die Zahl seiner Schüler ins Ungemessene wuchs, noch um jeden einzelnen. Wer mit ungeklärten Plänen zu ihm kam, wer in eigener wissenschaftlicher Arbeit sich verstiegen hatte und einen Führer brauchte, um wieder auf geraden Weg zu kommen, dem widmete sich der Vielbeschäftigte, sprach ihm freundlich zu, wenn der Mut sinken wollte, und seine herzlich teilnehmende, freundliche Art, mit der er sich in die gärende Seele seines Schülers zu versetzen wußte, hat immer erquickend gewirkt. Gegen den Gedanken, die Lehrtätigkeit im herannahenden gesetzmäßigen Alter aufzugeben oder einzuschränken, sträubte er sich lebhaft. „Ich bin bald siebzig, da pflegt man wohl zu gehen; aber ich bleibe noch, denn das Lehren macht mir Freude".

Und wem er sein Haus öffnete, der sah, welch schlichtes, kernigdeutsches Familienleben ihn umgab. Sieben Kinder hat er besessen, von denen zwei ihm im Tode vorausgegangen sind. Aufrecht war seine Haltung bis ins Alter, lebhaft, fast hastig sein Gang, groß, frisch und klar sein Auge. Sein durch Zucht gekräftigter Körper blieb ungeschwächt. Dazu kam eine kindliche Frische des Gemüts, Empfänglichkeit für alles Schöne, Verständnis für alles Menschliche. Er hat den Erfordernissen neuer Richtungen und neuer Verhältnisse des Lebens Raum gegönnt und ihnen selber weitgehende Zugeständnisse gemacht, wenn er auch mit denen nichts zu tun hatte, die leichten Herzens alle Zusammenhänge nach rückwärts abbrechen. Ihm, der nun der älteste deutsche Germanist war, nachdem 09 Johann Kelle und 10 Max Rieger und Ernst Martin gestorben waren, wär' es nach menschlicher Voraussicht beschieden gewesen, recht lange den Platz als führender Senior der germanistischen Wissenschaft zu behaupten; aber mitten auf der Fülle von Plänen und Entwürfen, da er Unfertiges zu vollenden[1]) und ausgereifte Früchte zu bieten hoffte, riß ihn der Tod hinweg. Es war am 29. Januar 1911 bei Gelegenheit eines seiner Spaziergänge, die er regelmäßig in die ihm liebe Umgebung Bonns unternahm. Der „General-Anzeiger für Bonn und Umgegend stellt das Unglück folgendermaßen dar: „Ein beklagenswertes Unglück hat sich gestern nachmittag kurz nach halb 3 Uhr auf der Koblenzerstraße, wo die Landstraße und das Trambahngleis die Trajekteisenbahn kreuzen, zugetragen. Herr Geheimrat Wilmanns war von der Landstraße an den Rand der in der Erbreiterung begriffenen Brücke getreten, kurz bevor der von Bonn kommende Trambahnzug über die Brücke fuhr. Der Lokomotivführer hat nach seiner Aussage sofort, als er Herrn Geheimrat Wilmanns auf den Schienengeleisen erblickte, andauernd Signale gegeben und den aus vier Wagen bestehenden schweren Zug zu bremsen versucht. Herr Geheimrat Wilmanns scheint erst im letzten Augenblick den herannahenden Zug, dessen Führer auch noch durch Rufen die Aufmerksamkeit des Herrn zu erwecken versuchte, bemerkt zu haben. Er ist vor dem Zuge einige Schritte weiter gelaufen, dann von der Maschine erfaßt und sofort getötet worden. — Von anderer Seite wird uns zu dem Unfall noch berichtet: Kurz vor dem Eintreffen des Trambahnzuges wurde auf der Brücke gesehen, wie der alte Herr die Erbreiterungsarbeiten in Augenschein nahm. Man nimmt an, daß er den herankommenden Zug erst bemerkt hat, als die Lokomotive und die ersten Wagen die Brücke bereits passiert hatten, daß er dann von dem Trittbrett des dritten Wagen erfaßt und unter die Räder des letzten Wagens geschleudert wurde. Die Stelle, an der der Verunglückte stand, wird vielfach von Passanten zur Besichtigung der Arbeiten betreten, ist jedoch wegen der unmittelbar dahinter liegenden Trambahngeleise recht gefährlich. Die Führer der Züge müssen fast jedesmal Warnungssignale abgeben, um die Neugierigen zum Verlassen des gefährlichen Standortes zu bewegen".

Namenlose Bestürzung und dumpfe Schwermut bemächtigte sich aller, die von dem Unglück hörten. Die Wandelhallen der Universität, sonst Zeugen frohen Scherzes oder hastigen Eifers, waren davon erfüllt, als die Flagge halbmast wehte und Rektor und Senat den Tod eines „hochverehrten und ausgezeichneten Mitgliedes" zur öffentlichen Kenntnis brachten. So recht trifft die Stimmung die Trauerbotschaft in der „Rheinischen Hochschul-Zeitung":

---

[1]) Die Schwierigkeit, die es bereitete, für die verschiedenen verwaisten Werke geeignete Pfleger zu finden, zeigt allein seine Vielseitigkeit. Die 3. Auflage des ersten Grammatikbandes gab Franck heraus.

Deutsche Grammatik. Gotisch, alt-, mittel- und neuhochdeutsch von W. Wilmanns. 1. Abteilung: Lautlehre. 3. verbesserte Auflage. Straßburg, Trübner 1911. (Das Register ist auf Grund vorhandener Aufzeichnungen von des Verstorbenen Tochter verfaßt.)

Die Hauptschwierigkeit, den Text des 4. Bandes zu vervollständigen, bereitet die von Wilmanns angewandte, jetzt ungebräuchliche Stenographie. Zum 5. Bande sind außer dem Kolleg, das der Verewigte im Sommer 1910 über den Gegenstand las, kaum irgendwelche fördernden Niederschriften vorhanden.

Die Hoffnung, die 3. Waltherausgabe zu erhalten, gründet sich auf den Versuch, auf der Grundlage des letzten Waltherkollegs den Absichten des Verfassers gerecht zu werden. Man hoffte eine Zeitlang auf Burdach.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wilhelm Wilmanns †

Wenn die Nornen einem germanischen Helden das Ziel seiner Schicksalstage bestimmt hatten, wenn der Grabhügel über ihn gehäuft war, pflegten seine Getreuen und seine Krieger den Hügel zu umreiten und dabei wehmütig und trauervoll seine Taten und seine Vorzüge zu besingen; denn der Ruhm galt ihnen als das Höchste. Wenn wir, das heutige Geschlecht, jenes nicht mehr tun können, so bleibt uns dieses doch unbenommen. Ein hartes, ja tragisches Geschick hat der germanistischen Wissenschaft einen hervorragenden Gelehrten und uns angehenden Germanisten einen hochverdienten und allverehrten Lehrer entrissen. Um seinen Tod trauern nicht nur die Fachgenossen unter uns, sondern ein großer Teil der Studentenschaft insgemein. Alle, die ihn aus dem germanistischen Seminar oder aus einem seiner glänzenden, vielbesuchten Kollegs her kannten, alle, denen er mehr war als ein bloßer Vermittler grammatischer Abstraktionen und eines gewissen Maßes von Examenskenntnissen, verehren jetzt und immerdar in ihm den feinsinnigen Interpreten germanischen Wesens in Sprache und Sage. Manchem unter uns mag er in seinem langen weißen Barte und seinen scharfen glänzenden Augen selber wie ein germanischer Sänger vorgekommen sein, wenn er uns von den Nibelungen oder von Gudrun, von Hagen oder von Wate, mit dem er in seiner oft wunderlichen Strenge wesensverwandt erschien, erzählte, oder wenn er uns die süßen Strophen Herrn Walthers von der Vogelweide vorlas; manchem von uns hat das Herz höher dabei geschlagen. Das soll ihm, dem Manne aus dem alten Sachsenstamme, dem vornehmen Charakter mit dem goldenen Kerne in rauher Schale unver gessen bleiben. —

Als der Schreiber dieser Zeilen am Morgen des Bekanntwerdens der Trauerbotschaft im Seminar planlos in einigen Büchern herumblätterte, nur um etwas zu tun, — denn an Arbeiten war nicht zu denken, — fielen ihm, zufällig oder auch nicht zufällig, die Worte aus dem Hamlet ins Auge, die man jedem Großen getrost nachrufen darf:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Nie werd' ich wieder seines Gleichen sehn!"

H. Sch.

Bonn, 11. Februar 1911.

Der Ausschuß der Bonner Freistudentenschaft.

Unser Kaiser telegraphierte der Witwe des Entschlafenen: „Ich nehme an dem durch ein beklagenswertes Verhängnis herbeigeführten jähen Hinscheiden Ihres von mir so hochgeehrten Gatten, meines einstigen Lehrers, herzlichen Anteil und spreche Ihnen mein wärmstes Beileid aus. Gott der Herr tröste Sie in Ihrem großen Schmerze. Wilhelm I. R."

Die Beerdigung geschah nach dem alten Friedhofe zu Kessenich. Ein gewaltiges Trauergefolge sammelte sich; darunter war der Oberpräsident der Rheinprovinz, Excellenz von Rheinbaben, als Vertreter des Kaisers, und Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe. Es sprachen Pastor Kremers, Professor Franck und stud. phil. Ellerbeck. Ihre Reden sind schon für sich gedruckt und dem Kreise der Wilmanns-Verehrer bekannt. Aber noch einmal sei hier das wohl weniger bekannte Stimmungsbild überliefert, das ein Schüler des Verewigten damals dem Bonner General-Anzeiger zur Verfügung stellte:

„Ein blaugrauer, trüber Himmel schaut auf die winterliche, frosterstarrte Erde — durch die dichten Wolkenmassen stiehlt sich kein Sonnenstrahl, der etwas freudigen Glanz und warmes Leben in das trostlose Bild der toten Natur brächte. Ein eisiger Wind rüttelt in den dürren Aesten und fegt über die Dächer weg und zerrt mit roher Gewalt an der Flagge, die dort oben über der Universität flattert, daß die Stange sich ächzend biegt; aber diesmal wehet sie nicht, Freudenbotschaft zu künden, — auf Halbmast gehißt bringt sie die Trauerkunde, daß wieder einer von denen, die an jener Stelle als Lehrer der Wissenschaft wirken, dahingerafft wurde durch den unerbittlichen Tod — dahingerafft jählings und ahnungslos, herausgerissen aus arbeitsfreudigem Leben und segensreichem Schaffen. — Und dort draußen in der kleinen Leichenhalle des Kessenicher Friedhofs liegt nun, umschlossen von einem bescheidenen Sarge, seine sterbliche Hülle, die seute in die kalte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dunkle Erde hinabgesenkt werden soll. — Trauer und Teilnahme ist selbst auf den Gesichtern der Neugierigen zu lesen, die in großer Zahl vor den Toren des Friedhofes warten, um die ankommenden Leidtragenden zu betrachten. Und über der ganzen Gemeinde derer, die herbeigeströmt ist, ihm die letzte Ehre zu erweisen, liegt wie ein Bann das stumme Leid um den Heimgegangenen und die Scheu vor der Majestät des Todes, die jedem Antlitz den Ausdruck der Trauer und weihevollen Ernstes aufprägt. — Die gramgebeugte Witwe und die trauernden Kinder stehen klagend am Sarge des Gatten und Vaters. Die Männer der Wissenschaft, mit denen er zusammen gewirkt hatte, die so oft seine wissenschaftliche Größe neidlos bewundert, die den vollen Wert seiner starken Persönlichkeit schätzen und lieben gelernt hatten, stehen erschüttert und ergriffen an der Leiche ihres lieben Freundes, der unter ihnen einer der ersten war im Dienste der Wahrheit. Und dann drängt sich die große Zahl seiner Schüler und Schülerinnen heran, in deren Herzen er die Liebe zur Wissenschaft und den Ernst des Pflichtbewußtseins genährt hatte als echter Lehrer und väterlicher Freund. Sie alle vereint in dieser Stunde der tiefe Schmerz um den Verlust dieses Meisters seiner Wissenschaft, dieses wahrhaft deutschen Mannes, und als Geheimrat Franck mit schmerzerfüllter, oft tränenerstickter Stimme redet von seinem Wirken und seiner Persönlichkeit und seinem Freunde das letzte Lebewohl zuruft, da stürzen gar manchem die hellen Tränen aus den Augen. — Langsam setzt sich der lange Zug unter den Trauerweisen der Musikkapelle in Bewegung nach der Stelle, wo das offene Grab des Sarges harrt. Voran schreiten die Vertreter der studentischen Verbindungen in ihren hellen, bunten Pekeschen, mit blitzendem Degen und gestickten Fahnen, die vom Trauerflor umweht sind. Entblößten Hauptes stehen wir am Grab und achten nicht des Windes, der in eisiger Kälte uber unsere Scheitel weht. — Der Sarg sinkt in die schwarze Tiefe — die Anverwandten treten heran zum letzten Liebesdienst. Doch nicht Erde — tote, kalte Erde werfen sie hinab — nein, Frühlingsblumen, Veilchen, die Herolde des Lenzes, seine Lieblungsblumen, streuen sie auf seinen Sarg. Und der Himmel, gleich als wollte er im Spenden der Trauergaben nicht zurückstehen, löst den grauen Wolkenschleier, und die kleinen weichen Schneeflöckchen rieseln herab, legen sich auf Baum und Strauch und breiten eine weiße Decke über den dunklen Sarg und die zarten Veilchen. Veilchen im Schnee! Die Symbole der Stimmung, die uns in diesem Augenblick beherrscht. Noch zittert durch unsere Seelen ein Schauer beim Gedanken an die kalte Winternacht des Todes, in die du eingetreten bist, und doch keimt schon in uns die Hoffnung auf das große Fest des Frühlings, der Auferstehung alles Lebens und des Wiedersehens. — In langem Zuge schreiten die Chargierten der Studenten-Korporationen am Grabe vorbei, senken die Fahnen und kreuzen die Klingen zum letzten Gruß. Dann bleibt nur noch eine kleine Schar der Getreuesten zurück, die wehmütigen Herzens stillen Abschied nehmen. Jetzt gehen auch sie, und du liegst allein starr und tot in kalter Wintererde — dein Mund redet nicht mehr zu uns, und dein Auge blitzt nicht mehr auf im Feuer der Begeisterung. Aber dein Gedächtnis bleibt lebendig in unserer Brust, in der Brust aller derer, die im Leben den Hauch deines großen Geistes und die Güte deines goldenen Herzens an sich erfahren haben".

Wie schon die Todesanzeige gesagt hatte, daß „Kranzspenden nicht im Sinne des Verstorbenen" seien, so ist auch sein Grab von einer überraschenden und um so tiefer gehenden Schmucklosigkeit. Kein Stein, keine Inschrift, kein Symbol, nur Efeu, der treue, nie vergehende; so liegt es in einsamer Gemütstiefe da.

Jn der Uebungsstunde des Germanistischen Seminars hielt Litzmann ebenfalls eine Erinnerungsansprache für Wilmanns und regte eine Sammlung für eine Büste des Verewigten an. Sie sollte in den neuen Räumen des Seminars, die voraussichtlich in wenigen Jahren zur Verfügung ständen, aufgestellt werden. Bald ging der Aufruf hinaus in die Welt, reich flossen die Spenden, und schon nach Jahresfrist, am 3. März 1912, konnte nicht nur die von Albert Küppers geschaffene Büste in einer Gedächtnisfeier der Obhut der Universität übergeben, sondern dieser auch noch 2100 Mark als Stiftung für das germanistische Seminar überwiesen werden. Bei dieser Feier sprach von Kraus, der Nachfolger auf dem germanistischen Lehrstuhle, Schultze, der derzeitige Rektor, und Litzmann. Er schloß seine edlen Worte, indem er auf Wilhelm Wilmanns ein Wort anwandte, das im Mittelalter auf dessen Liebling Walther geprägt worden ist:

„Hêr Walther von der Vogelweide.
Swer des vergaez', der taet mir leide".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bekenntnis.

Benutzt habe ich zu diesem Büchlein

Wilmanns' Werke,
Dunckers Grimmbiographie,
Pauls Grundriß,
Vogt und Kochs Geschichte der deutschen Literatur,
Burdachs Walther von der Vogelweide,
die Bonner Universitätsschriften,
die gedruckten Nachrufe, besonders die von Franck, Schröder und Gusinde,
sowie persönliche Berichte und Mitteilungen von verschiedenen Seiten.

Allen, die mich bei der Arbeit gefördert haben, sag' ich von Herzen Dank.

Der Verfasser.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf